Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie, wöchentlich die Beilage „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen" und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt".

Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664. Lwów (P. K. O.) Nr. 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50 % teurer, bzw. Wiederholung Rabatt.

Folge 44 — Lemberg, am 29. Oktober (Weinmond) 1933 — 12. (26.) Jahr

„Du gehst deinen Weg der Größe; nun ist deine letzte Zuflucht worden, was bisher deine letzte Gefahr hieß!"

„Du gehst deinen Weg der Größe: das muß nun dein bester Mut sein, daß es hinter dir keinen Weg mehr gibt!"

„Du gehst deinen Weg der Größe: hier soll dir keiner nachschleichen! Dein Fuß selber löschte hinter dir den Weg aus, und über ihm steht geschrieben: Unmöglichkeit."

Zarathustra."

Reichskanzler Adolf Hitler an die Welt

Reichskanzler Adolf Hitler hat am Sonnabend, dem 14. Oktober, 7 Uhr abends, in einer Rundfunkrede, die nicht allein in Deutschland und Europa, sondern auch nach Nord- und Südamerika übertragen und außerdem in verschiedenen Uebersetzungen der Welt zur Kenntnis gegeben wurde, die Gründe für die tiefgreifenden Maßnahmen der Reichsregierung angegeben. Er sprach über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund und der Abrüstungskonferenz, über die Grundlagen einer wirklichen Friedenspolitik, über die Möglichkeit einer deutsch-französischen Verständigung, ferner über die innerpolitischen und weltpolitischen Leistungen des Nationalsozialismus, besonders über den Erfolg im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und gegen die bolschewistische Gefahr. Der Kanzler führte u. a. aus:

„Als im Sommer 1918 in vertrauensvoller Gläubigkeit auf die in den 14 Punkten des Präsidenten Wilson niedergelegten Zusicherungen das deutsche Volk die Waffen senkte, fand ein unseliges Ringen sein Ende, für das wohl einzelne Staatsmänner, aber sicher nicht die Völker verantwortlich gemacht werden konnten. Das deutsche Volk hat nur deshalb so heldenmütig gefochten, weil es heilig überzeugt war, zu Unrecht angegriffen und damit zu Recht im Kampf zu sein. Von der Größe der Opfer, die es damals — fast nur auf sich allein gestellt — bringen mußte, hatten die anderen Nationen kaum eine Vorstellung. Hätte in diesen Monaten die Welt in fairer Weise dem niedergesunkenen Gegner die Hand gegeben, so würden

vieles Leid und zahllose Enttäuschungen der Menschheit erspart

geblieben sein. Die größte Enttäuschung erlitt das deutsche Volk.

Noch niemals hat ein Besiegter sich so redlich bemüht, an der Heilung seiner Gegner mitzuhelfen, wie das deutsche Volk in den Jahren der ihm aufgebürdeten Diktate. Wenn all diese Opfer zu keiner wirklichen Befriedung der Völker führen konnten, so lag das im Wesen eines Vertrages, der in dem Versuche einer Verewigung der Begriffe Sieger und Besiegte auch den Haß verewigen mußte.

Die Völker hofften mit Recht, erwarten zu dürfen, daß aus diesem größten Kriege der Weltgeschichte die Lehre gezogen worden wäre, wie wenig besonders für die europäischen Nationen die Größe der Opfer zur Größe des möglichen Gewinnes steht. Als daher in diesem Vertrage dem deutschen Volke die Zerstörung seiner Rüstungen zur Ermöglichung einer allgemeinen Weltabrüstung auferlegt wurde, glaubten Unzählige, daß darin nur das Zeichen für das Umsichgreifen einer erlösenden Erkenntnis zu sehen wäre.

Das deutsche Volk hat seine Waffen zerstört.

Bauend auf die Vertragstreue seiner ehemaligen Kriegsgegner hat es selbst die Verträge in geradezu fanatischer Treue erfüllt. Zu Wasser, zu Lande und in der Luft wurde ein unermeßliches Kriegsmaterial abgerüstet, zerstört und verschrottet. An Stelle einer einzigen Millionenarmee trat nach dem Wunsche der Diktatmächte ein kleines Berufsheer mit militärisch völlig belangloser Ausrüstung.

Kein Krieg kann Dauerzustand der Menschheit werden. Kein Friede kann die Verewigung des Krieges sein: Einmal müssen Sieger und Besiegte den Weg in die Gemeinschaft des gegenseitigen Verständnisses und des Vertrauens wiederfinden.

Eineinhalb Jahrzehnte hat das deutsche Volk gehofft und gewartet, daß das Ende des Krieges endlich auch das Ende des Hasses und der Feindschaft werde.

Allein der Zweck des Friedensvertrages von Versailles erschien nicht der zu sein, der Menschheit den endlichen Frieden zu geben als vielmehr, sie in unendlichem Hasse zu erhalten. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Wenn das Recht endgültig der Gewalt weicht, wird eine dauernde Unsicherheit den Ablauf aller normalen Funktionen im Völkerleben stören und hemmen. Man hatte beim Abschluß des Vertrages völlig vergessen, daß der

Wiederaufbau der Welt nicht durch Sklavenarbeit einer vergewaltigten Nation, sondern nur durch die vertrauensvolle Zusammenarbeit aller gewährleistet werden kann.

Einem erschütternden Verfall des wirtschaftlichen Lebens folgte ein nicht minder bedrohlicher allgemein politischer. Die Wohlfahrt der Völker ist nicht größer und ihre menschliche Zufriedenheit nicht innerlich tiefer geworden!

Erwerbslosenarmeen entstanden und formierten sich zu einem neuen Stande der Gesellschaft,

und während so wirtschaftlich das Gefüge der Nationen erschüttert wird, beginnt sich auch ihr gesellschaftliches Gefüge allmählich zu lockern. Unter diesen Auswirkungen des Friedensvertrages und der dadurch bedingten allgemeinen Unsicherheit hatte am meisten Deutschland zu leiden. Die Zahl der Erwerbslosen stieg auf ein Drittel der normal im Erwerbsleben stehenden Menschen der Nation. Es war nur eine Frage der Zeit, wann dieses Heer der wirtschaftlich Enterbten zu einer

Armee politisch und gesellschaftlich der Welt entfremdeter Fanatiker

werden mußte! Eines der ältesten Kulturländer der heutigen zivilisierten Menschheit stand mit über 6 Millionen Kommunisten am Rande einer Katastrophe.

Wäre erst der rote Aufruhr als Feuerbrand über Deutschland hinweggerast, so würde man wohl auch in den westlichen Kulturländern Europas einsehen gelernt haben, daß es nicht gleichgültig ist, ob am Rhein und an der Nordsee die Vorposten eines geistig-revolutionär, expansiven asiatischen Weltreiches Wache stehe oder friedliche deutsche Bauern und Arbeiter, in aufrichtiger Verbundenheit mit den übrigen Völkern Europas nur in redlicher Arbeit sich ihr Brot verdienen wollen.

Indem die nationalsozialistische Bewegung Deutschland vor dieser drohenden Katastrophe zurückgerissen hat, rettete sie nicht nur das deutsche Volk, sondern erwarb sich auch ein geschichtliches Verdienst um das übrige Europa.

Diese nationalsozialistische Revolution verfolgt nur ein Ziel:

Wiederherstellung der Ordnung in unserem eigenen Volke, Schaffung von Arbeit und Brot für unsere hungernden Massen, Proklamation der Begriffe von Ehre, Treue und Anständigkeit als Elemente einer sittlichen Moral, die anderen Völkern keinen Schaden zufügen kann, sondern höchstens allgemeinen Nutzen.

Wir sind der Vorsehung zu demütigem Danke verpflichtet, daß sie unseren Kampf gegen die Not der Arbeitslosigkeit, für die Rettung des Bauern nicht erfolglos sein ließ. Im Zuge eines Programms, für dessen Durchführung wir vier Jahre errechneten, sind in knapp acht Monaten von 6 Millionen Arbeitslosen über 2 Millionen wieder einer nützlichen Produktion zugeführt worden.

Zehntausende Amerikaner, Engländer und Franzosen sind in diesen Monaten in Deutschland gewesen und konnten mit eigenen Augen feststellen,

daß es kein Land der Welt gibt mit mehr Ruhe und mehr Ordnung als das heutige Deutschland,

daß in keinem Lande der Welt die Person und das Eigentum höher respektiert werden können

als in Deutschland, daß allerdings vielleicht auch in keinem Lande der Welt ein schärferer Kampf geführt wird gegen diejenigen, die als verbrecherische Elemente glauben, ihre niederen Instinkte zuungunsten ihrer Mitmenschen frei austoben lassen zu können.

Diese und ihre kommunistischen Helfershelfer sind es, die sich als Emigranten bemühen, ehrliche, anständige Völker gegeneinander zu hetzen.

Wir sind überzeugt, daß wenige Jahre genügen werden, um den ehrliebenden Angehörigen anderer Völker gründlich die Augen zu öffnen über den inneren Wert dieser Elemente.

Was würde aber diese Welt wohl über Deutschland sagen, wenn hier etwa zugunsten eines Subjekts, das das Britische Parlament in Brand zu stecken versucht hätte, eine Untersuchungskomödie aufgeführt würde, deren einziger Sinn nur der sein könnte, die britische Justiz und ihre Richter unter den Wert eines solchen Halunken zu stellen. Als Deutscher und Nationalsozialist hätte ich kein Interesse daran, in Deutschland für einen Ausländer einzutreten, der in England den Staat und die dortigen Gesetze zu unterminieren versucht oder gar der Repräsentation der englischen Verfassung mit Feuer zu Leibe geht.

Wir sind tieftraurig, daß durch solche Methoden Völker verhetzt und entfremdet werden, von denen wir wissen, daß sie innerlich turmhoch über diesen Elementen stehen. Völker, die wir achten wollen und mit denen wir in aufrichtiger Freundschaft zusammenleben möchten. Es ist diesen verwerflichen und minderwertigen Subjekten gelungen, in der Welt eine Psychose von krankhafter und hysterischer Zwiespältigkeit gegen das deutsche Volk hervorzurufen. Nach Bedarf wird das deutsche Volk bald als bedauernswert unglücklich und unterdrückt, bald als brutal und angriffswütig der Welt vorgestellt.

Ich fasse es als Zeichen eines edleren Gerechtigkeitssinnes auf, daß der französische Ministerpräsident Daladier in seiner letzten Rede Worte des versöhnlichen Verstehens gefunden hat, für die ihm unzählige Millionen Deutsche innerlich dankbar sind. Das nationalsozialistische Deutschland hat keinen anderen Wunsch,

als den Wettlauf der europäischen Völker wieder auf die Gebiete hinzulenken, auf denen sie der ganzen Menschheit in der edelsten gegenseitigen Rivalität jene unerhörten Güter der Zivilisation, der Kultur und Kunst gegeben haben,

die das Bild der Welt heute bereichern und verschönern. Ebenso nehmen wir in hoffnungsvoller Bewegtheit von der Versicherung Kenntnis, daß die französische Regierung unter ihrem jetzigen Chef nicht beabsichtigt, das deutsche Volk zu kränken oder zu demütigen. Wenn der französische Ministerrat fragt, warum die deutsche Jugend marschiere und in Reih und Glied antrete, dann nicht, um gegen Frankreich zu demonstrieren, sondern um jene politische Willensbildung zu zeigen, die zur Niederwerfung des Kommunismus notwendig war und zur Niederhaltung des Kommunismus notwendig sein wird.

Es gibt in Deutschland nur einen Waffenträger, und dies ist die Armee. Und es gibt umgekehrt für die nationalsozialistischen Organisationen nur einen Feind, und dies ist der Kommunismus.

Wenn aber weiter der französische Ministerpräsident Daladier die Frage erhebt, warum denn Deutschland Waffen fordere, die doch später beseitigt werden müßten, so liegt hier ein Irrtum vor.

Das deutsche Volk und die deutsche Regierung haben überhaupt nicht Waffen, sondern Gleichberechtigung gefordert.

Wenn die Welt beschließt, daß sämtliche Waffen bis zum letzten Maschinengewehr beseitigt werden: Wir sind bereit, sofort einer solchen Konvention beizutreten.

Wenn die Welt beschließt, daß bestimmte Waffen zu vernichten sind, wir sind bereit, auf sie von vornherein zu verzichten.

Wenn aber die Welt bestimmte Waffen jedem Volke zubilligt, sind wir nicht bereit, uns grundsätzlich als minderberechtigtes Volk davon ausschließen zu lassen!

Die bewußte Deklassierung unseres Volkes empfinden wir als die Verewigung einer Diskriminierung, die für uns unerträglich ist. Die Männer, die heute Deutschland führen, haben nichts gemein mit den besoldeten Landesverrätern des November 1918.

Indem wir aus den Erklärungen der offiziellen Vertreter einer Reihe Großstaaten entnommen haben, daß von ihnen an eine wirkliche Gleichberechtigung zur Zeit nicht gedacht wird, ist es diesem Deutschland zur Zeit auch nicht möglich, sich weiterhin in einer so unwürdigen Stellung anderen Völkern aufzudrängen.

Drohungen mit Gewalt könnten nur Rechtsbrüche sein.

Die deutsche Regierung ist zutiefst erfüllt von der Ueberzeugung, daß ihr Appell an die ganze deutsche Nation der Welt beweisen wird, daß die Friedensliebe der Regierung genau so wie ihre Ehrauffassung Friedenssehnsucht und Ehrbegriff des ganzen Volkes sind.

Möge die Welt aus diesem Bekenntnis die Ueberzeugung entnehmen, daß das deutsche Volk sich in diesem Kampf um seine Gleichberechtigung und Ehre restlos identisch erklärt mit seiner Regierung, daß aber beide in tiefstem Grunde von keinem anderen Wunsche erfüllt sind als mitzuhelfen, eine menschliche Etappe tragischer Verirrungen, bedauerlichen Haders und Kampfes zwischen denen zu beenden, die als Bewohner des kulturell bedeutungsvollsten Kontinents der ganzen Menschheit gegenüber auch in Zukunft eine gemeinsame Mission zu erfüllen haben.“

Aus Zeit und Welt

Des Staatspräsidenten zweite Ehe

Warschau, 11. Oktober. Gestern um 11 Uhr vormittags fand in der Schloßkapelle die Trauung des polnischen Staatspräsidenten Mościcki mit Frl. Marja Dobrzańska statt. Die Trauung vollzog Kardinal Kakowski im Beisein des Ministerpräsidenten, der beiden Chefs der Zivilkanzlei und des Militärkabinetts des Staatspräsidenten, seines Leibadjutanten und der nächsten Angehörigen. Den Trauakt unterzeichneten als Zeugen der Chef der Zivilkanzlei und der Chef des Militärkabinetts. Der Papst hat zu Händen des Kardinals Kakowski dem Hochzeitspaar seinen Segen übermittelt. Das Paar ist gestern mittag im Kraftwagen nach Spała abgereist.

Sitzung des Ministerrats

Warschau, 11. Oktober. Unter Vorsitz des Ministerpräsidenten Jędrzejewicz hat gestern eine Sitzung des Ministerrates stattgefunden, auf der auch die Entwürfe über die 10prozentigen Zuschläge zur staatlichen Grund- und Gewerbesteuer sowie über die Schlachtsteuer erörtert und beschlossen wurden.

Ein Wirtschafsprovisorium
zwischen Polen und Deutschland

Warschau, 16. Oktober. In den deutsch-polnischen Wirtschaftsverhandlungen ist jetzt wenigstens eine provisorische Verständigung zustandegekommen, die am Sonnabend durch einen Notenwechsel zwischen dem deutschen Gesandten von Moltke und dem Staatssekretär Szembek in Kraft gesetzt wurde.

Danach wird die erste Spalte des neuen polnischen Zolltarifs, die die höheren Zollsätze enthält, für Waren aus Deutschland bis auf weiteres nicht angewandt, soweit diese nicht infolge der früheren Zollkriegsmaßnahmen ohnehin von Maximalzöllen betroffen werden. Dafür hat auch die Berliner Reichsregierung auf die Anwendung neuer Maßnahmen gegen Waren aus Polen einstweilen Verzicht geleistet. Diese Verständigung gilt bis zum 31. Oktober einschließlich. Innerhalb dieser Frist hofft man zu einer umfassenderen Einigung zu gelangen. Die jetzige Regelung hat auch rückwirkende Kraft, so daß die Importeure, die nach dem 11. Oktober bereits zu den höheren Zollsätzen abgefertigt

Wie mer Buwe waren

Eine Plauderei.

's war im Grumberehacke, die Leit waren all im Feld un hun sich getummelt, daß die Grumbeere bis zum Hajmache fertich werre sollten. Mer Kinner waren nare loh dehom; mer hun uns g'spielt, un wann mer uns aach net g'schlaa hun, so hun mer uns doch manchmol g'scheut. Mei Freind, s Kauke Filip hot mer immer Hanjoschtche g'sagt. Ich hun ehm saa könne, was ich wollt, nichts hot ehne so geärjert, wie mich sei Hanjoschtche. Omol sein ich awer zu meiner Motter ging un froh so unschullich: Motter, warum saat mer s Kauke Filip immer Hanjoschtche? Was? saat mei Motter, jez guck nore emol die die Schniffel o! — na sicher, weil dei Großvatter Hanjoscht gehab hot! Mer is bei o'ne Worte e Licht ufgang, un gleich druf froh ich: Un wie hot sei Großvatter gehas? Mei Motter hot so arich og'fan ze lache un saat: Filpsjakob, des hast Filip-Jakob, awer ehr sollen Eich nimmi so schenne! . . .

Filip-Jakob, Filpsjakob, des war mer e bißche so schwer un zu lang auszerede un ich saa ganz korz: Filchekob!

Kaum hatt'n mer wieder ausg'schlof, war aach 's Kauke Filip schon wieder do. Mer setzen uns uf unser Brückelche, awer ich hun ehm nichs g'saat, nore gedenkt hun ich mer: Wann du mer jezt Hanjoschtche saascht, saa ich der Filchekob! 's kann aach sei daß ich mer's e bißche zu laut gedenkt hat, un d'r Schtreit war fertich. Du Hanjoschtche, du Filchekob, du Hanjoschtche, du Filchekob, so sein die Titel von unsere Großvattersname riwer un niwer gefloh; 's wievielte mol könnt ich heut netmeh saa, awer wie mer uns rumgucken steht mei Vatter hinich uns un lacht daß r sich nore so schillt. Mer waren mäußchestumm wor hun so gemach wie wann garnichs wär geweſt un hun uns g'schämt. Die Sproch hatten mer allezwee verlor; was mei Vatter g'saas hot, was ich nimi, awer mei Freind is ufg'stie un saat: wascht was Filip? kum bei uns! Ich sein ufg'sprun, hun mei Vatter steh gelos un sein mitgaag, weil bös waren mer jo net. Unnerwegs verzählt r mer, bei ehne wär garnimand dehom, nore d'r Jakob müßt beim Kind bleiwe.

Wie mer hin kummen, geh'n mer gradaus in de Stall. Do hun drei Gäul g'stan, o alter Gaul, so e Dunkelbrau un zwee dreijähriche Füller, des waren Remunde! 's waren schöne Lichtbraune, d'r out hat aach e Bleß uf d'r Stern. Lossen se aach reite? froh ich, awer d'r Filip saat: die zwee net, nore d'r Alt. Kaum hat'r des g'saat hock ich aach schon dem alte Brau ufm Buckel. Der war ruhich un weil er agebun war, war des aach ko Reites. Ich krich runner un saa zum Filip: Kum heb mich uf de junge Gaul, veleicht loſt der aach reide! Ich grie mich an de Fohne, mach mei lingse Fuß

wurden, nachträglich entsprechende Rückvergütigungen erhalten.

Man darf in dieser Verständigung ein Zeichen des beiderseitigen guten Willens zur Einigung sehen. Doch sei nochmals darauf hingewiesen, daß die wichtigsten Streitfragen, die diesmal zur Erörterung stehen, erst in den nächsten Tagen Gegenstand eingehender gemeinsamer Prüfung der Unterhändler sein werden.

Gegen freiwilligen Verzicht auf die Stücke der Innenanleihe

Warschau, 16. Oktober. Einzelne patriotische Beamtengruppen in Wilna und anderen Orten haben in den letzten Tagen Erklärungen veröffentlicht, wonach ihre Mitglieder die für die Innenanleihe gezeichneten Summen ohne Gegenleistung auf den Staatsschatz zur Verfügung stellen wollen, auf die Ausfolgung der Anleihestücke also Verzicht leisten.

Von amtlicher Seite wird jetzt erklärt, daß eine solche Verzichtleistung, so uneigennützig auch ihre Beweggründe seien, als unzweckmäßig erscheine und nicht angenommen werden könne. Der Staat habe von seinen Bürgern mit der Anleihe kein Geschenk, sondern einen Kredit verlangt. Wer auf die Anleihestücke verzichte, könnte leicht den falschen Eindruck erwecken, daß sie ihm als wertlos erscheinen. Selbstverständlich könne jeder Bürger jederzeit Stiftungen für öffentliche Zwecke machen. Es wäre aber nach Meinung des Finanzministeriums nicht angezeigt, eine solche Leistung mit der Beteiligung an der Anleihe zu verbinden, die ihrem Wesen nach eben etwas anderes darstelle. Die Finanzbehörden würden daher Erklärungen über den Verzicht auf Anleihetitel grundsätzlich nicht zur Kenntnis nehmen.

Im „Kurjer Poranny" äußert sich der Finanzminister Dr. Zawadzki persönlich über das Ergebnis der Anleihe-Transaktion. Er teilt die Befürchtungen über deflationistische Wirkungen der Einziehung von mehr als 300 Millionen Zloty für den Staatsschatz nicht und führt für seine Ansicht einige Tatsachen an. Die Spareinlagen bei der Postsparkasse seien im letzten Monat und in der ersten Oktoberdekade nicht zurückgegangen, sondern sogar noch ein wenig erhöht worden. Die Schatzscheine des Staates seien ebenfalls besser verkauft worden, als früher. Beides spreche für verstärktes Vertrauen zur wirtschaftlichen Lage des Landes und der Staatsfinanzen und für Rückkehr früher verborgener Beträge in den wirtschaftlichen Kreislauf, wodurch die Deflationstendenz mindestens gemildert wurde. Uebrigens werde das Defizit im Voranschlag für den nächsten Staatshaushalt bei einer Ausgabensumme von 2165 Millionen Zloty und einer Einnahmesumme von 2117 Millionen Zloty (darunter 175 Millionen aus der Anleihe, die noch nicht im laufenden Jahr verbraucht werden) auf unter 48 Millionen Zloty heruntergedrückt. Mit diesem verhältnismäßig kleinen Fehlbetrage hofft der Finanzminister leicht fertig zu werden. Die Zlotywährung sei zwar niemals ernstlich bedroht worden, durch die jetzige Besserung in der Lage der Staatsfinanzen aber noch vollkommener gesichert als bisher.

Mit einer optimistischen Beurteilung der Konjunktur-Entwicklung schloß der Minister seine Ausführungen, die bereits einen Teil seiner Haushaltsbegründung für das nächste Jahr vorwegnehmen.

Deutsch-polnische Roggenverhandlungen in Berlin

Berlin, 11. Oktober. In Berlin sind am heutigen Mittwoch Vertreter der polnischen Regierung eingetroffen, um eine Verständigung mit Deutschland über die beiderseitige Roggenausfuhr durchzuführen. Die Verständigung soll dazu dienen, künftig gegenseitige Preisunterbietungen beim Absatz von Roggen am Weltmarkt auszuschließen. Die Verhandlungen begannen am Nachmittag unter dem Vorsitz von Ministerialdirektor Dr. Moritz vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft.

Die Auszahlung deutscher Renten in Polen

In Berlin sind Verhandlungen über die Durchführung des deutsch-polnischen Sozialversicherungsabkommens vom 11. Juni 1931 beendet worden. Die deutsche Delegation wurde von Departementsdirektor Dr. Zimmer geführt. Von seiten der polnischen Regierung nahmen an den Verhandlungen Abteilungsleiter Skokowski als Führer der Delegation und Dr. Fischlowitz vom Wohlfahrtsministerium teil. Nach der Eröffnung durch Staatssekretär Krohn wurden verschiedene Fragen, die sich aus dem genannten Vertrage ergeben, umgehend erörtert. Die Beratungen führten zur Einsetzung besonderer Ausschüsse. In allen Fragen, u. a. auch über die Auszahlung deutscher Renten in Polen und polnischer Renten in Deutschland, wurde Einigkeit erzielt. Es gelangte ferner ein Vertrag zwischen den Wohlfahrtsministerien Deutschlands und Polens über Abänderungen und Ergänzungen, die eine Vermehrung der Vorteile für die zum Genuß der Vertragsbestimmungen berechtigten Personen bezweckten, zur Unterzeichnung.

Die Antwort des Kultusministers auf die Beschwerde Graebe-Utta

Die in verschiedenen Gegenden von Posen und Pommerellen sowie in Kongreßpolen erfolgten Eingriffe in das deutsche Minderheitenschulwesen haben den zuständigen Abgeordneten und Senatoren des Deutschen Parlamentarischen Klubs Veranlassung gegeben, dem Minister für Kultus und öffentliche Aufklärung Proteste mit der Bitte zu überreichen, durch eine eilige Entscheidung die Anordnungen der Kreisschulinspektoren, durch welche in den öffentlichen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache neben der Unterweisung in der Landessprache auch in anderen Unterrichtsgegenständen, insbesondere Geschichte und Erdkunde, lediglich in polnischer Sprache unterrichtet werden soll, aufzuheben und die Behörden anzuweisen, die Fortsetzung des Schulbetriebes in der bisher üblichen, von der obersten Schulbehörde genehmigten Form nicht zu verhindern.

Unterzeichnet waren diese Protestschreiben von Senator Utta sowie den Abgeordneten Graebe und von Saenger.

Das Kultusministerium hat jetzt an den Abgeordneten Graebe eine Antwort erteilt, deren Abschrift wir nachstehend wiedergeben:

Kultusministerium
Warschau, den 29. September 1933.
Nr. I Pol. 2882/33.

Antwort auf das Schreiben des Deutschen Parlamentarischen Klubs in Warschau.

An den
Deutschen Parlamentarischen Klub in Warschau.

In Beantwortung der von den Herren Abgeordneten Graebe und B. Saenger unterzeichneten Denkschrift vom 18. 8. 1933 stellt das Kultusministerium fest, daß, obwohl in der Tat einige Schulinspektoren des Posener Schulkuratoriums mit dem neuen Schuljahr 1933/34 die Einführung der polnischen Unterrichtssprache für Geschichte und Geographie in einigen Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache angeordnet haben, das jedoch nur einzelne Fälle waren, diktiert allein und ausschließlich von der Rücksicht auf das Wohl und Interesse der Kinder deutscher Nationalität als Bürger des Polnischen Staates. Da die Stundenzahl des polnischen Sprachunterrichts in den Schulen mit deutscher Unterrichtssprache geringer ist als die Zahl der deutschen Sprachunterrichtsstunden, machen die Schüler sehr geringe Fortschritte in der Beherrschung der polnischen Sprache, so daß sie nach Verlassen der Schule sich dieser Sprache im täglichen Leben nicht bedienen können. Daher haben die Schulinspektoren in denjenigen Schulen, in denen sie einen niedrigen Grad der Beherrschung der polnischen Sprache festgestellt haben, die Erteilung von Geschichte und Geographie in polnischer Sprache empfohlen. Diese Anordnung betraf nur einige Schulen.

Obwohl diese Anordnung von vielen Eltern günstig aufgenommen wurde, hat das Posener Schulkuratorium die Beschwerden der interessierten Eltern ohne jeden Vorbehalt berücksichtigt und in allen betroffenen Schulen den Geschichts- und Geographieunterricht in deutscher Sprache wiederhergestellt.

Daher erachtet das Ministerium die im Schlußsatz der Denkschrift enthaltenen Folgerungen und Proteste, die sich nur auf Einzelfälle, welche ohnehin noch vor Einbringung der Petition mit allem guten Willen beseitigt wurden, stützen, — als unberechtigt und infolgedessen — als ungehörig.

Abteilungsleiter
(—) A. Kawałkowski.

Kampf um die deutsche Schule in Wolhynien

Schwierigkeiten bei der Einrichtung eines deutsch-evangelischen Privatschulwesens haben die 50 000 Deutschen in Wolhynien schon oft erfahren. In der jüngsten Zeit hat sich aber ein Fall ereignet, der in der weitesten Oeffentlichkeit stärkste Beachtung beansprucht. In der Kolonie Wanda-Wola im Kirchspiel Wladimir besteht eine deutsche evangelische Privatschule, deren Lehrer vom Schulkuratorium bestätigt wurde. Zu Beginn dieses Schuljahres erhielten

---

krum, d'r Filip verwischt mich am Fuß, hebt mich nuf un wie ich de annere Fuß üwer'm Gaul sei Buckel schmeis springt d'r Filip raus un stellt sich hinich de Gaul in de Gang. Ich schlaa die Füß zamme wie wann ich'm Spore gewe wollt, awer do hat ich mich verrechnt! Des Fülle fangt o se hupse un se schmeiße, steit in die Höh un schlaat m'r de Kopp an de Sofit, d'r Filip is schier ohmächtich wor hinich'm Gaul un kreischt: Hutsch, Hutsch, awer der hot'n gehört wie die Katz un is noch äricher g'sprun. Ich hat mich mit allzwee Hän an de Fohne verwischt un hun nore noch e Buckel gemach wie e Kater un hun selwert netmeh gewößt ob ich noch leb, oder ob ich schon g'storb sein. Des Fülle wollt mich awer um alles in d'r Welt los grie un macht uf omol so'n ferchterliche Satz un is steh blib un hot nor g'schnauft. Mei Freind hot sicher g'sieh, ich war vum Fülle seim Buckel verschwun un ruft: Filip wu bischt du?... 's Glück war nore, daß im Reff noch e bißche Hawerstroh war, dort hat mich der Krampe nin geschmiß; 's hot e hüpschi Weil gedauert bis ich im Reff niwer bis zum alte Brau gekroch sein un erscht der alt Gaul hot mich wieder rausgelos. Ich was net ob ich weis oder rot war im G'sicht, nore mei Freind hot am ganze Leib gezittert un saat: der hätt' dich könne totschlaa!...

Gerit sein m'r an dem Tag nimi. D'r Jakob hot's Kind in die Scheune genum, hots uf de Waa gesezt un mer hatt'n ko Beschäftichung. Uf amol saat ohner: Wer krawelt bis uf die Katzebalke? Bis Jemand sich umg'sie hat, war ich schon uf d'r Pett; do ruft d'r Jakob: guck e mol ob net Spatzenäschter sein, un richtich: do hinich de Fackele im Strohdach waren Näschtcher un drin waren junge Spätzercher. Awer do une kummt m'r net weit rum, ich krich uf die Katzebalke, d'r Filip gebt m'r die eise Hajgawel nuf, die lee ich vun ohm Spare üwer de annere, als üwer zwee Katzebalke, hal mich an de Latte, stell mich uf die Gawel un such no Spatze. Manche waren schon flick un sein, wan ich's erschte raus genum hat, rausgefloh un ich hot nichs. So sein ich von ohm Sparre zum annere gekroch un grad war ich awer'm Tenn in dem d'r Waa g'stan hot un's Linche hot noch druf g'sotz, ich hat grad die Gawel in d'r Hand un wollt se zum nächste Sparre werfe, do kummt dem Filip un'm Jakob sei Motter un macht so'n Krischer daß ich mitsamt d'r Gawel schier runnerg'fall wär. Ich sein nore steh blieb un sieh zu meim Schrecke, wie im nächste Ablick sei Motter s erscht de Filip — weil den hat se merscheints liewer — am Aermche verwischt un ferchterlich verschlaa hot. Ich hun m'r nore gedenkt: Na, Serwus, do grieschte aach dei Taal, weil die Kaukin war schlimm un wann se aach mit mer G'schwisterkind war, hun ich'r doch Mrikatrinewäßche saa müsse! — Ich hat awer die Geischtesgegenwart un war, bis noch d'r Jakob sei Portion ausg'faßt hat, lang hune. Zu wellem Loch ich dorchgang sein was ich heut nimi, nore des waas ich noch daß ich, ohne rumsegucke, g'sprun sein bis hom un vor mei Lebtag hör die Kaukenmatter wie se saat: ward ich füller dich!

F. H.

alle Eltern, deren Kinder diese Privatschule besuchen, vom Schulinspektor die Aufforderung, ihre Kinder in die Staatsschule zu schicken, die von Wanda-Wola ungefähr 1 Kilometer entfernt ist. Die deutschen Eltern leisteten dieser Anordnung nicht Folge. Daraufhin wurden die Kinder vom Inspektor von „Amts wegen" in die Listen der Staatsschule eingeschrieben und den Eltern mit Geldstrafen von je 100 Zloty gedroht. In ihrer Not wandten sich die Eltern an das Kuratorium; aber auch der Kurator des Lucker Schulbezirkes hat die Verfügung des Inspektors unterstützt. Eine wolhynische Pastorendelegation hat daraufhin nach einer längeren Unterredung im Kultusministerium, auf der die ganze Privatschulfrage besprochen wurde, dem Ministerium die Angelegenheit von Wanda-Wola schriftlich überreicht. Das wolhynische Deutschtum hofft nun, daß das Ministerium die Entscheidung des Schulinspektors aufheben wird.

Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund

Bereit zu Verhandlungen und Verträgen

Berlin, 16. Oktober. In Genf war am Sonnabend vormittag das Präsidium der Abrüstungskonferenz unter dem Vorsitz Hendersons zusammengetreten, um zu den Ergebnissen der bisherigen Verhandlungen und Gespräche Stellung zu nehmen. Es ergab sich dabei eine weitgehende Uebereinstimmung zwischen England und Frankreich. Auch der amerikanische Vertreter Norman Davis hat, wie verlautet, in dieser vertraulichen Sitzung erklärt, daß er sich dem Standpunkt Englands anschließe, dessen Haltung bekanntlich in den letzten Tagen ganz wesentlich zur Verschärfung der Lage beigetragen hatte.

Man sah nunmehr mit größter Spannung der Stellungnahme Deutschlands entgegen. Alle Vermutungen über die weitere Entwicklung auf der Abrüstungskonferenz, die am 16. Oktober beginnen sollte, sind jedoch inzwischen dadurch hinfällig geworden, daß die Reichsregierung noch am Sonnabend Beschlüsse von weittragender Bedeutung gefaßt hat, die den Stand der Dinge völlig verändert haben.

Wie eine am Sonnabend nachmittag herausgegebene amtliche Verlautbarung besagt, hat die Reichsregierung wegen der demütigenden Lage auf der Abrüstungskonferenz den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund erklärt. Gleichzeitig hat die deutsche Vertretung die Abrüstungskonferenz verlassen. Um dem deutschen Volke Gelegenheit zu geben, zu den Lebensfragen der Nation Stellung zu nehmen, hat der Reichspräsident durch Verordnung vom 14. Oktober 1933 den Reichstag und die Länderparlamente aufgelöst. Neuwahlen zum Reichstag sind für den 12. November ausgeschrieben worden, während die Reichsstatthalter angewiesen worden sind, von Neuwahlen zu den Länderparlamenten einstweilen abzusehen.

Außerdem wird eine Volksabstimmung über die Frage stattfinden: „Billigt das deutsche Volk die Politik der Reichsregierung und ist es bereit, diese als den Ausdruck seiner eigenen Auffassung und seines eigenen Willens zu erklären und sich feierlich zu ihr zu bekennen?"

Reichstagswahl und Volksabstimmung werden im gleichen Wahlgang vorgenommen. Es ist zu erwarten, daß nur ein Wahlvorschlag der NSDAP. vorliegen wird, so daß ein Wahlkampf, wie er sich früher abzuspielen pflegte, ausgeschlossen ist. Die zur Volksabstimmung vorgelegte Frage ist mit „Ja" oder „Nein" zu beantworten.

Die Reichsregierung an das deutsche Volk

Die Reichsregierung hat an das deutsche Volk folgenden Aufruf gerichtet:

Die Deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk sind sich einig in dem Willen, eine Politik des Friedens, der Verantwortung und der Verständigung zu betreiben als Grundlage aller Entschlüsse und jeden Handelns.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk lehnen daher die Gewalt als ein untaugliches Mittel zur Behebung bestehender Differenzen innerhalb der bestehenden Staatengemeinschaft ab.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk erneuern das Bekenntnis, jeder tatsächlichen Abrüstung der Welt freudig zuzustimmen mit der Versicherung der Bereitwilligkeit, auch das letzte deutsche Maschinengewehr zu zerstören und den letzten Mann aus dem Heere zu entlassen, insofern sich die anderen Völker zu gleichem entschließen.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk verbinden sich in dem aufrichtigen Wunsch, mit den anderen Nationen einschließlich aller unserer früheren Gegner im Sinne der Ueberwindung der Kriegspsychose und zur endlichen Wiederherstellung eines aufrichtigen Verhältnisses untereinander alle vorliegenden Fragen leidenschaftslos auf dem Wege von Verhandlungen prüfen und lösen zu wollen.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk erklären sich daher auch jederzeit bereit, durch den Abschluß kontinentaler Nichtangriffspakte auf längste Sicht den Frieden Europas sicherzustellen, seiner wirtschaftlichen Wohlfahrt zu dienen und am allgemeinen kulturellen Neuaufbau teilzunehmen.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk sind erfüllt von der gleichen Ehrauffassung, daß die Zubilligung der Gleichberechtigung Deutschlands die unumgängliche moralische und sachliche Voraussetzung für jede Teilnahme unseres Volkes und seiner Regierung an internationalen Einrichtungen und Verträgen ist.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk sind daher eins in dem Beschluße, die Abrüstungskonferenz zu verlassen und aus dem Völkerbunde auszuscheiden, bis diese wirkliche Gleichberechtigung unserem Volke nicht mehr vorenthalten wird.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk sind entschlossen, lieber jede Not, jede Verfolgung und jegliche Drangsal auf sich zu nehmen, als künftighin Verträge zu unterzeichnen, die für jeden Ehrenmann und für jedes ehrliebende Volk unannehmbar sein müssen, in ihren Folgen aber nur zu einer Verewigung der Not und des Elends des Versailler Vertragszustandes und damit zum Zusammenbruch der zivilisierten Staatengemeinschaft führen würden.

Die Deutsche Regierung und das deutsche Volk haben nicht den Willen, an irgendeinem Rüstungswettlauf anderer Nationen teilzunehmen. Sie fordern nur jenes Maß an Sicherheit, das der Nation die Ruhe und Freiheit der friedlichen Arbeit garantiert. Die Deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk sind gewillt, diese berechtigten Forderungen der deutschen Nation auf dem Wege von Verhandlungen und durch Verträge sicherzustellen.

Die Reichsregierung richtet an das deutsche Volk die Frage: Billigt das deutsche Volk die ihm vorgelegte Politik seiner Reichsregierung und ist es bereit, diese als den Ausdruck seiner eigenen Auffassung und seines eigenen Willens zu erklären und sich feierlich zu ihr zu bekennen?

Der Rundfunk in Polen

und in der Welt

Die „Polska Zbrojnia" bringt eine interessante Statistik über die Entwicklung des Radiowesens. Danach gibt es auf der ganzen Welt 42 960 700 Radioabonnenten, also auf 1000 Einwohner 21 Abonnenten. An erster Stelle steht Europa mit 21 Millionen Abonnenten, was bei 464 Millionen Einwohnern durchschnittlich 45 pro Mille macht. Sodann kommen USA. mit 17,5 Millionen (bei 134 Millionen Bevölkerung 132 pro Mille). Asien hat 1 650 000 Abonnenten, das macht bei 1,1 Milliarden Bevölkerung 1 pro Mille, Mittel- und Südamerika haben zusammen eine Million Abonnenten und 116 Millionen Bevölkerung. Afrika hat 160 000 Abonnenten auf 145 Millionen Bevölkerung und Australien 565 000 Abonnenten bei zehn Millionen Einwohnern.

In Europa stellen sich die Zahlen der Rundfunkabonnenten folgendermaßen dar: Oesterreich 500 000, Deutschland 4,5 Millionen, Belgien 393 000, Dänemark 534 000, Frankreich 2 Millionen, England 5,5 Millionen, Italien 900 000, Holland 572 000, Schweden 632 000, Polen 330 000, das europäische Rußland 3,5 Millionen, Spanien 600 000, die Tschechoslowakei 535 000, Ungarn 322 000. Polen steht also an vorletzter Stelle mit der Zahl von 10 Radioabonnenten auf 1000 Einwohner.

Ganz anders steht es in den anderen europäischen Ländern. In Dänemark kommen 150 Abonnenten auf 1000 Einwohner, in England 121 auf 1000; das ungünstigste Verhältnis in der ganzen Welt hat China: 0,06 Radioabonnenten auf 1000 Einwohner.

Zum polnischen Rundfunk bemerkt die „Polska Zbrojna": „Wir haben eine merkwürdige Situation: Wir haben in Polen fast die stärkste europäische Radiostation (der „Riese" von Raszyn) und fast die kleinste Zahl von Radiohörern! Wie soll man das erklären? Soll man die Ursachen der geringen Popularität des Rundfunks in dem ausschweifenden Bürokratismus suchen, der in der Rundfunkorganisation herrscht wie in der Zentralisation, die die Individualität der einzelnen Landesteile erschlägt und nicht mit den örtlichen Notwendigkeiten rechnet? Bis jetzt war es leichter, neue Sender zu bauen, als neue Hörer zu gewinnen.

Aus Stadt und Land

Spende für das Ostdeutsche Volksblatt:
Evang. Kranken- und Unterstützungsverein Lewandówka 5 Zloty.

Herzlichsten Dank! Die Verwaltung.

Lemberg. („Frohsinn"-Vollversammlung). Die Lage der Bühne einerseits und die Förderung des Chorgesanges andererseits, haben den Ausschuß veranlaßt, diese Fragen vor die breitere deutsche Oeffentlichkeit zu bringen. Zu diesem Zwecke hat der Ausschuß für Sonntag, den 29. Oktober, eine außerordentliche Generalversammlung einberufen. Es geht um Wohl und Wehe wertvoller kultureller Einrichtungen, die um jeden Preis erhalten bleiben müssen. Es ergeht daher an alle, denen diese Fragen noch ein wenig am Herzen liegen, der Ruf, an dieser wichtigen Versammlung teilzunehmen.

Der Ausschuß.

Lemberg. (Gründung des Elternbeirates der Ev. Volksschule.) Am Sonntag, dem 15. Oktober, fand im Orgelsaal der Ev. Schule eine Elternvollversammlung statt. Herr Direktor Kintzi erklärte allen Anwesenden, daß auf Grund des neuen Schulgesetzes eine engere Zusammenarbeit von Lehrern und Eltern stattfinden müsse, was allen Kindern nur zum Wohle gereiche. Aufgabe der Elternschaft sei es ferner, in den Wintermonaten eine Ausspeisung in der Schule für alle Schulkinder einzurichten. Diese Ausführungen wurden mit einer allgemeinen Anerkennung aufgenommen. Hierauf begaben sich die Eltern in die einzelnen Klassen, wo je zwei Vertreter gewählt wurden. Die einzelnen Klassenvertreter versammelten sich dann in der Direktionskanzlei; hier begrüßte Herr Direktor Kintzi alle Vertreter und erklärte, daß die gewählten Klassenvertreter den Elternbeirat bilden, der aus seiner Mitte den Vorsitzenden, Vors. Stellvertreter, Schriftführer und Kassierer zu wählen habe. Einstimmig wurden gewählt: 1) zum Vorsitzenden Herr Jacques Keiper, 2) Stellvertreter: Frau Dr. Pomykaj, 3) Schriftführerin: Frau Fila Schweitzer, 4) Kassiererin Frau Gisella Müller. — Wir hoffen, daß der neugewählte Elternbeirat im harmonischen Zusammenarbeiten mit dem Lehrkörper zum Wohle und Segen unserer Schuljugend wirken wird.

Lemberg. (Trauung.) Am Samstag, dem 28. Oktober, um 7 Uhr nachm. findet in der evangelischen Kirche die Trauung von Fräulein Sophie Bednarska mit Herrn Pfarrvikar Wilhelm Ettinger statt. —

Glückauf dem jungen Paare!

Lemberg. (Jugendstimme.) Vor uns liegt die erste Nummer der Zeitschrift „Jugendstimme“, die am 15. Oktober 1933 erschienen ist. Einzelpreis: 25 Groschen. Herausgegeben wird dieselbe von der deutschen Jugend des Ev. Gymnasiums in Lemberg. Als Schriftleiter zeichnen die Schüler Bolek und L. Parr, an die auch sämtliche Aufsätze und Beiträge für die „Jugendstimme“ abzuliefern sind. — Diese Zeitschrift ist mit folgendem Geleitwort erschienen: „Vor uns liegt die erste Nummer der längst ersehnten Jugendschrift, unsere „Jugendstimme“, die mit ihrem Inhalte für sich selbst spricht. Die Schriftleitung vermeidet deshalb jede Stimmungmachung für sie. Sie verspricht also nichts für die Zukunft. Alles hängt von Euch ab, Ihr werten Kameraden und Kameradinnen. Wenn diese erste Nummer aber zugleich die letzte sein sollte, so erfüllt sie doch ihre Aufgabe, sie erweckt vielleicht eine Sehnsucht nach weiteren Folgen. Das hieße, Ihr würdet Euch überzeugen, daß Arbeit Freude bereitet.“ So möge denn unsere Schülerzeitung „Jugendstimme“ ein treuer Freund aller Jungens und Mädels werden. Sie will all Eurem Wünschen, Sehnen, Tun und Wollen, Schaffen und Träumen die Stimme verleihen.

Glückauf mit der ersten Nummer der „Jugendstimme“.

Die Schriftleitung.

Hierauf folgt ein Aufruf an alle Schachspieler, ferner die Ankündigung, daß die nächste Nummer im November erscheinen werde. Ein 12strophiges Gedicht: „Wie Hildelind ihren Mann fand“ von E. Keller, V. Gymn.-Kl.; „Wieder versöhnt“, eine Erinnerung aus dem vorigen Schuljahr von W. Bolek, VI. Gymn.-Kl. „An einen Freund“, Gedicht von Peru. „Lasset uns dankbar sein“ Ein Vortrag in der Klassengemeinschaft von H. Bolek, III. Gymn.-Kl. Die Zigeunerin, Gedicht von A. K. Der Bau eines Detektorapparates — mit Zeichnungen. Briefmarkenecke, Fußball, Rätselecke. Preisausschreiben. Witztonne. „Der Rolloplau (Drachen). Beschreibung mit Zeichnung. Zum Schluß eine Reklameseite. — Wie wir sehen, ist die „Jugendstimme“ sehr reichhaltig. Wir freuen uns, die erste Nummer gelesen zu haben und wünschen, sie möge nicht die letzte sein. Vivant sequentes.

Lemberg. (Liebhaberbühne.) Die Liebhaberbühne bereitet für den 5. November, 17 Uhr, ein Schauspiel „Staatsanwalt Alexander“ von Karl Schüler vor. Die Proben sind in vollem Gange. In diesem Stück wird allen gezeigt, daß auch im Gerichtswesen nicht immer nur das Strafgesetzbuch maßgebend sein soll, um „Exempel zu statuieren,“ sondern das Evangelium aller Christen, das da heißt: „Liebe deinen Nächsten“. Nach ihm sollen wir jede unserer Handlungen bemessen. — Ein Schauspiel lehrreich und voller Wirkung. Deshalb machen wir schon jetzt alle darauf aufmerksam, damit sie sich diesen Nachmittag frei halten, der allen ein genußreicher und lange im Gedächtnis verbleiben wird.

Lemberg. (6 D. S. : Vis = 3 : 3.) Sonntag, den 15. 10., trug die „Vis“-Mannschaft bei kaltem regnerischem Wetter obiges Wettspiel aus. Obzwar der Gegner unserer Mannschaft physisch und technisch weit überlegen war, hat „Vis“ durch gutes Spiel der Verteidigung und des Tormannes das Spiel unentschieden halten können. Der Spielverlauf war äußerst interessant und das Resultat bis zur letzten Minute zweifelhaft und hielt die Zuschauer in ständiger Spannung. Gleich nach Beginn des Spieles zeigt sich die Ueberlegenheit der Gegner, welche fast ständig im Angriff sind. Es gelingt ihnen jedoch erst in der 22. Minute das 1. Tor zu erzielen. Eine Minute später verschuldet der Verteidiger vom 6. D. S. eine Hand, und „Vis“ gleicht durch einen Elfer aus. Schon in der 25. Minute kommt 6. D. S. wieder in Führung, wobei der Vis-Tormann durch Niederhofer so versteckt wurde, daß er den leichten Ball nicht halten konnte. Wieder griff „Vis“ energisch an und erzielt durch den rechten Flügel das ausgleichende Tor. Knapp vor Schluß der ersten Halbzeit kommt „Vis“ durch einen Prachtschuß Waldis in Führung. Stand 3 : 2 für Vis. In der zweiten Halbzeit wechseln die Angriffe beider Mannschaften sehr rasch, und beide Tore sind ständig in Gefahr, wobei jedoch der Vis-Tormann viel mehr Arbeit zu leisten hat. Trotz sehr gutem Spiel konnte er es doch nicht verhindern, und mußte noch einmal den Ball, der von einem weiten Schuß im Netz landete, herausholen. Von den Vis-Leuten gefielen vor allem der Tormann, die beiden Verteidiger, der Mittelläufer und die beiden Verbindungsmänner. Der Schiedsrichter hatte eine leichte Aufgabe, da beide Mannschaften äußerst fair spielten. S. K.

Lewandówka. (Danksagung.) Der Kranken- und Unterstützungsverein sagt allen, die zum Gelingen der Jubiläumsfeier beigetragen haben, seinen innigsten Dank, insbesondere dem Spielleiter Bruno Bausmer und Herrn Ernst Bechtloff aus Lemberg.

Stryj. (Feuersbrunst.) Am Sonntag, dem 8. Oktober l. Js., brach um 7 Uhr abends auf der Lelewegasse ein Schadenfeuer aus, dem das Dach des Wohngebäudes des pensionierten Lokomotivführers, Herrn Johann Runz, zum Opfer fiel. Das Feuer entstand aus ganz unerklärlichen Gründen. Dem raschen Herbeieilen und Eingreifen der Feuerwehr ist es zu verdanken, daß die Feuersbrunst in kurzer Zeit bekämpft werden konnte. Die Schadenhöhe ist noch nicht genau festgestellt, dürfte aber ziemlich erheblich sein. O. D.

Sapieżanka. (Familienabend.) Der Abend des 8. Oktober l. Js. wird uns noch lange, lange in Erinnerung bleiben; durften wir doch an demselben, als Glieder einer großen Familie, Rückschau und Umschau halten und wieder einmal so recht von Herzen fröhlich sein, in der heutigen, ach so trüben Zeit.

In schlichter Weise gedachten wir des Amtsjubiläums unseres lieben Herrn Pfarrers Josef Drózd, der bereits ein Vierteljahrhundert hindurch väterlich seine Kirchengemeinde Josefow, zu der auch unsere Filialgemeinde gehört, betreut. Durch den Ortslehrer und den Kurator Adolf Rilling wurde dem hochw. Jubilar Dank und Anerkennung gezollt. Der Gefeierte dankte für die ihm zuteil gewordene Ehrung und warf einen Rückblick auf die Verhältnisse in den letzten 25 Jahren. Es ist Vieles anders, Vieles besser geworden, aber es wird noch Manches auszurotten sein, damit sich die Zukunft lichter gestalte.

Lieder, von der ganzen Gemeinde gesungen, erhöhten die Festesstimmung.

Nun überraschten uns die Herren Lehrer Schäfer und Stanin und Kohle aus Hanunin mit einem recht gelungenen Schattenspiele: „Arzt und Patient“ und zusammen mit Herrn Lehrer Heuchert aus Mierów, mit zwei Singspielen: „Eine fidele Gerichtssitzung“ und „Die kurierten Freier“, welche mit Klavierbegleitung zum Besten gegeben wurden. „So etwas ist noch nie dagewesen“ hörte man sagen, und es stimmt auch. Sowohl das Schattenspiel, als auch die beiden Singspiele wurden mustergültig gegeben und riefen einen wahren Sturm der Begeisterung unter den Zuhörern hervor. Die „arme Adele“ (trotz ihrer 20 000 Taler Mitgift) wird noch lange Gesprächsstoff in unserer Gemeinde sein.

Besten Dank mögen die Spieler auch noch an dieser Stelle für den gebotenen „Genuß“ entgegennehmen.

(Kirchenrenovierung.) Wir hatten aber am genannten Abend noch einen andern Grund zum Fröhlichsein. Es sind 60 Jahre her, daß unser Kirchlein aufgebaut wurde, und wir konnten es nun in einem ganz neuen Kleide erscheinen lassen. Von außen wurde der Verputz erneuert und innen wurden die Wände schön getüncht. Der alte, schadhafte Fußboden wurde durch einen neuen, eingelassenen ersetzt und die Bänke angestrichen. (Die Kosten der Renovierung belaufen sich auf rund 1500 Złoty.)

Es sieht jetzt sehr nett aus unser liebes Gotteshaus, wenn es nur auch nun allezeit eine recht zahlreiche, gläubige Gemeinde zu den Gottesdiensten herbeilocken würde.

Bücherschau

Alfred Beer, Der Flieger im Osten. Eine Geschichte aus dem großen Krieg. Mit Bildern von Alfred Riedel. 8° (IV u. 142 S.) Freiburg im Breisgau 1933, Herder. Kartoniert 2.20 M.; in Leinen 2.80 M.

Hans Wolfstätt verliert im ersten Russenansturm gegen Ostpreußen Heim und Heimat, Vater und Mutter. Aus den Kriegsspielen in munterer Jugendunbefangenheit wird unversehens schwerer Ernst — der Knabe findet sich allein mit seiner Tante, die ihn inmitten des Getümmels halten und erziehen soll. Aber das Fremde und Erschreckende packt ihn. Seine Liebe zum Vaterlande bäumt sich gegen die Eindringlinge auf und bringt ihm die ersten Schwierigkeiten. Er rettet sich durch eine kühne Flucht. Bald ist die Gelegenheit, ja die Notwendigkeit da, die im Spiel geübte Patrouillenkunst in den Dienst seiner Batterie, seines Vaterlandes zu stellen. So kommt er einem russischen Spion auf die Spur und vereitelt dadurch einen Anschlag auf das Dorf, worin er mit seinen Kameraden liegt.

Von schwerer Verwundung genesen, kann Hans nun Freiwilliger werden und als solcher sich später zum Flieger ausbilden lassen. Nun folgen Taten auf Taten, Abenteuer auf Abenteuer: Schlachten über der Erde, hinter der feindlichen Front, Brückensprengungen, Erkundigungsflüge. Diese Erlebnisse des Kampffliegers sind der Kern des Buches, von dem hier die Rede ist. In den technischen Einzelheiten und Gefahren der damals noch unvollkommenen Fliegerei, in den Abenteuern des Sichmessens mit dem Gegner — in alledem, aber insbesondere im Erlebnis des Feindfluges, geschieht die Wandlung des unbefangenen Jungen zum ernsten und tüchtigen Mann, zu dem Menschen, der die Folgerichtigkeit und Ordnung in den Dingen und in sich selbst zu erkennen anfängt. Hier im Flugzeug vollendet sich die Erziehung des Knaben, und hier ist die Läuterung des Menschen im Krieg einmal so einfach und anschaulich geworden, daß sie in einem Knabenbuch stehen darf.

Der Verfasser heißt Alfred Beer. Er war Kriegsfreiwilliger, stand im Westen und im Osten an der Front, tat schließlich als Kampfflieger und Offizier seinen Dienst bis zum Abbruch des Weltkrieges. Dann wurde er — bald nach seiner Priesterweihe — Jugendführer, wurde ein tüchtiger Bergsteiger. 1932 ist er zum erzbischöflichen Sekretär ernannt worden.

Der Regen fällt

Wenn in endlos, grauen Schnüren
Der Regen sein Gewebe spinnt,
Schließt die Seele ihre Türen.
Lauscht still in sich, verstummt und sinnt.
Feucht, trüb die Welt.
Der Regen fällt.

Hoffen, Lebenssehnsucht klopfen
Scheu an bei dir, noch nicht gestillt.
Schnell, wie flinke Regentropfen
Jagen sich Wünsche, unerfüllt
Vor dich gestellt.
Der Regen fällt.

Streben und Ehrgeiz, nichtig, leer,
Ein Scheingewinn, der Neid gebiert.
Die Einsamkeit liegt drückend schwer
Auf dir, und deine Seele friert
In Glanz und Geld.
Der Regen fällt.

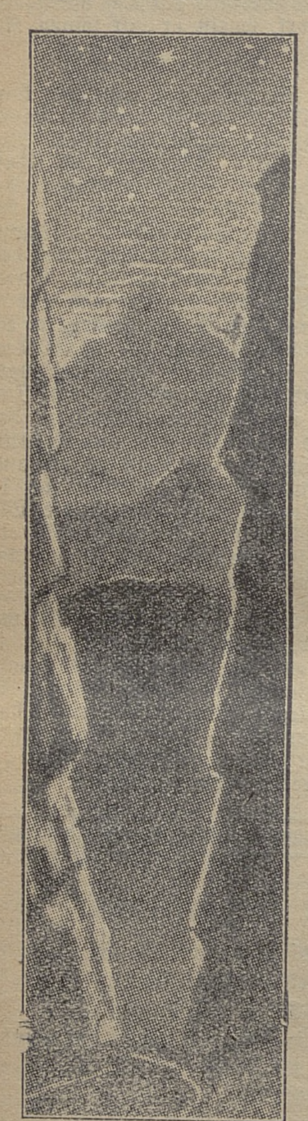
Du suchst ein Wort, das brächt' zur Ruh
Verlassenheit, verfehltes Sein.
Du siehst dem Regen schweigend zu,
Du findest kein's, dir fällt nichts ein,
Was Trost enthält.
Der Regen fällt.

Herbert Gorgon.

FÜR DIE JUGEND

Eine merkwürdige Botschaft von der Venus

Vom Newyorker Radio wurde eine Sensation eigener Art geboten: Im Rundfunk kam der — Planet Venus zu Wort und jedermann konnte sich davon überzeugen, daß die Venus auffallend gut bei Stimme ist.



Vom Planet Venus aus besehen, nimmt sich unsere Erde aus wie ein funkelnder Stern.

Professor Sheppard von der Universität Newyork hatte für diese merkwürdigere „Reportage" einen eigenen Apparat gebaut, dem die Aufgabe zugewiesen war, den von dem Planeten Venus auslaufenden Lichtstrahl aufzunehmen. Mit dem Gerät war ein großes Fernrohr verbunden, das den Strahl auffing. Da außerdem ein photoelektrische Zelle vorhanden war, die mit dem Fernrohr in Zusammenhang stand, konnte das Strahlenbündel ohne weiteres zum Sprechen gebracht werden. Die so erzeugten Töne waren namentlich in der Zeit sehr stark und sehr hoch, da der Planet unmittelbar über dem Fernrohr stand und die Strahlen nicht nur mehr seitwärts in das Fernrohr fielen. Je mehr der Planet sich aber wieder drehte, desto mehr ließ der Ton, der im wichtigsten Stadium bis auf Fortissimo gestiegen war, wieder nach.

Und welche Sprache hat der Mond? Warum kommt nicht dieser alte Herr auch mal im Rundfunk zu Wort? Jedenfalls öffnen sich mit der Newyorker Sensation ungeahnte Perspektiven. Vielleicht sind's nur noch ein paar wenige Schritte bis zum allerneuesten Rundfunk-Clou: „Heute nachmittag 3,10 Uhr großer Kaffeeklatsch der Planeten..."

Bücher aus Holz

Allgemein bekannt ist, daß die meisten Papierarten Holz als Bestandteil aufweisen, dagegen dürfte es wohl weniger bekannt sein, daß man sogar Bücher herstellen kann, deren einzelne Seiten aus bedruckten Holzscheiben bestehen. Während also bei der Papierherstellung erst ein längerer Umwandlungsprozeß vorausgeht, fällt bei der Anfertigung von hölzernen Büchern dieser eigentliche Umwandlungsprozeß fort. Die Herstellung beschränkt sich vielmehr auf folgenden Vorgang: Nachdem die Baumstämme in genau bemessene Blöcke zerteilt sind, werden die Blöcke in eine besondere Schneidemaschine eingespannt. Die Schneidemaschine ist mit außerordentlich scharfen Messern ausgerüstet, so daß die Zerteilung der Blöcke in dünne Holzscheibchen von ungefähr einem viertel Millimeter Dicke keine Schwierigkeiten macht. Ebenso gibt es besondere Maschinen, die ein direktes Bedrucken dieses „Holzpapiers" ermöglichen. Selbstverständlich können die hölzernen Bücher nicht auf die gleiche Weise wie Papierbücher gebunden werden. Man reiht die aus Holz gefertigten Buchseiten ähnlich aneinander wie perforierte Blätter.

Der widerspenstige Pfennig

„Es ist unmöglich, einen Pfennig, der im Handteller liegt, von seinem Platz zu entfernen, wenn man mit einer Kleiderbürste quer über die Hand hinwegfährt", erklärte Fritz.

Natürlich wollte es ihm keiner glauben. Als man aber selber einen Versuch anstellte, sah man, daß Fritz Recht hatte. Und dann unterhielt man sich des langen und breiten über die Ursache. Man kramte sogar die These vom Magnetismus aus. Durch den Magnetismus werde das Pfennigstück auf der Hand festgehalten.

Das ist natürlich ein Unsinn. Die Erklärung liegt viel näher und ist weit, weit einfacher. Das Geheimnis verknüpft sich einzig und allein mit der kleinen Vertiefung, die im Handteller vorhanden ist. Da die kleine Vertiefung auch noch besteht, wenn man die Hand ausstreckt, kann die Bürste, wenn quer über die Hand hinweggefahren wird, den Pfennig nicht wegnehmen.



Für Zeichenkünstler

Das Meer als Staubfänger

Nach einer Berechnung, die neuerdings von dem amerikanischen Mellon-Institut aufgestellt worden ist, fallen der Staubplage alljährlich Werte anheim, die pro Kopf der Bevölkerung mit mindestens 130 Mark zu beziffern sind. So sehr auch die Berechnung auf den ersten Blick überraschen mag, so stellen die Ausmaße der Schäden für den Eingeweihten keineswegs etwas Neues dar. Weiß man doch, daß kaum an irgendeinem Punkte der Erde die untere Luftschicht vollkommen rein ist.

Nicht einmal die Luftschicht über dem Ozean macht dabei eine Ausnahme. Hat man doch erst in neuerer Zeit wieder im Abgrunde des Meeres mehrere Meter dicke Tiefseetonschichten aufgefunden, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als die Ablagerungen kosmischer Staubmassen. Ueber dem Festlande treten diese Staubablagerungen deshalb nicht so drastisch in Erscheinung, weil eben dauernd neue Umschichtungen vor sich gehen.

Je nach dem Charakter der Landschaft ist die Staubmenge verschieden groß. Unaufhörlich senkt sich der Eisenstaubregen hernieder, Myriaden und Abermyriaden von Stäubchen organischer und unorganischer Natur, Stäubchen so winzig, daß sie zum allergrößten Teile dem Auge unsichtbar bleiben.

Da die meisten Staubteilchen elektrisch geladen sind, vermögen sie sich oft recht lange im Schwebezustand zu erhalten. Auf einen Kubikzentimeter kommen bis zu 50 000 und 60 000 dieser Staubatome, eine Menge, die bei starker Sonne auf 1500 bis 1200 pro Kubikzentimeter zurückgeht. Die Größe der Staubteilchen schwankt zwischen einem zehntel und einem zehntausendstel Millimeter.

Was ein Mensch verzehrt

Wenn sich auch nicht für alle Völker der gleiche Nahrungsbedarf annehmen läßt, so darf man doch die folgenden Nahrungsmengen, die ein Mensch im Zeitraume von siebzig Jahren verzehrt, als Durchschnitt ansehen: an Brot werden verzehrt etwa 240 Zentner, an Fleisch 17 000 Kilogramm, an Fisch 5000 Kilogramm, an Kartoffeln 300 Zentner, an Gemüse und Obst etwa je 150 Zentner. Hinzukommt noch eine Eiermenge von 11 000 bis 12 000 Stück.

Was sagt der Pechvogel?

Auflösung: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

Bisheriger Inhalt

Henrik Scott hat seine Frau Ingrid zu dem Zweck geheiratet, um mit ihrer Hilfe in den Besitz eines Testaments und damit großen Vermögens zu gelangen. Es handelt sich um das Testament eines alten Fräulein Engstraat. Bei ihr war Ingrid Gesellschafterin und galt als Universalerbin. Infolge ihrer Heirat mit Scott kam es jedoch zu einem völligen Bruch mit Fräulein Engstraat. Da nach dem Tode der letzteren kein Testament vorgefunden wurde, traten Frau verwitwete Arnholm und deren Tochter Gerda das Erbe an und erhielten u. a. auch die Villa „Waldburg" in Klampenborg bei Kopenhagen. Von Frau Arnholm erhält Baron Cederström, bei dem Scott als Privatsekretär tätig ist, eine Einladung. Ihr Mann war ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters. Scott beeinflußt den Baron dahin, die Einladung anzunehmen, und zwar dergestalt, daß sie beide mit vertauschten Rollen zur „Waldburg" fahren. Zuvor muß aber Ingrid unter ihrem Mädchennamen bei den ihr unbekannten Damen Arnholm eine Stelle als Gesellschafterin nachsuchen. Sie findet dort freundliche Aufnahme und schließt mit Gerda bald Freundschaft. Sie erzählt ihr, daß sie mit Henrik Scott verlobt ist. Nach einigen Tagen erhält Ingrid von ihrem Gatten einen Brief, worin er ihr seinen Besuch als „Baron Cederström" mitteilt und sie bittet, eine alte Frau Gina Hinrichsen im Fischerdorf in der Nähe der „Waldburg" aufzusuchen. Das tut Ingrid.

(4. Fortsetzung.)

„Doch! Es ist eins vorhanden!" knurrt sie barsch.

Ingrid horcht auf.

„Woher wissen Sie das, Gina?"

„Na, ich weiß es eben. Woher, ist egal. Und wenn ich S i e wäre, Fräulein Ingrid, dann würde ich mir die Sache nicht gefallen lassen. Ich — ich — ich würde so lange herumsuchen, bis — bis — bis ich es gefunden hätte, das Testament. Es ist da — ja, es ist da — irgendwo —"

In höchster Erregung packt Ingrid die Alte beim Arm.

„Sie wissen mehr, als Sie sagen, Gina! Aber trotzdem — ich gönne den Arnholms den Besitz. Sie sind gute Menschen, haben mich liebevoll aufgenommen. Ich mag nichts gegen sie unternehmen. Nein, ich will nicht —"

Ein Grinsen verzieht die Lippen der Alten, das verrunzelte Gesicht zu einer Fratze verzerrend.

„Hm — Sie wollen nicht. Aber er? Er? Will er auch nicht, he? Wenn er sagt: ‚Finde das Testament!' — dann finden Sie eben! Haben Sie denn noch einen eigenen Willen?"

Ingrid fährt zusammen.

„Gina! Wie dürfen Sie es wagen?"

„Ruhig, ruhig, Fräulein Ingrid!" kichert das Weib. „Es ist doch so. Oder nicht? Wären Sie sonst fortgelaufen aus dem warmen Nest, wenn nicht um seinetwillen? Hätten Sie alles hingegeben, wenn nicht, um ihn zu besitzen? He?"

Ingrid läßt den Kopf hängen. Was die Alte da sagt, ist alles wahr! Ach, so wahr! Aber woher hat sie diese Kenntnis? Woher weiß sie von einem Testament? Woher? Woher?

Ihr Herz klopft zum Zerspringen.

„Gina!" bittet sie, die Hände der Alten zwischen die ihren nehmend. „Liebe, gute Gina! Wollen Sie sich nicht aussprechen? Ich fühle, daß hinter Ihren Worten etwas steckt. Etwas Besonderes, Geheimnisvolles, was mich beängstigt. Steht" — sie zögert — „steht Herr Scott damit in Verbindung? Oder wer sonst?"

„Ich — ich weiß nicht!" knurrt die Alte, ihre Hände aus den sie umklammernden Fingern befreiend. „Ich darf überhaupt nichts sagen. Nein, gar nichts. Nur, daß ein Testament da ist — ja! Nun gehen Sie! Und suchen Sie!"

Mühsam erhebt sie sich aus ihrem Lehnstuhl, humpelt davon und ist gleich darauf in der Nebenkammer verschwunden.

Ingrid starrt ihr wie geistesabwesend nach. Sie begreift das seltsame Gebaren der Alten nicht. Zuerst diese Beredsamkeit? Wie eine eingelernte Lektion kam es heraus? Und dann diese Zugeknöpftheit? Nichts mehr aus ihr herauszubekommen. Seltsam! Aeußerst seltsam!

Verstimmt wendet sie sich zum Gehen.

Auf dem Lehnstuhl, wo soeben noch das alte Weib saß, hockt jetzt der schwarze Kater und funkelt sie aus seinen glühenden Augen boshaft an.

Wie von Furien gehetzt, stürmt Ingrid davon.

VIII.

Beginn des Intrigenspiels

Die wohlgepflegte Autostraße von Kopenhagen nach Klampenborg hinab jagt ein eleganter dunkelgrüner Brennabor. Zwei Herren sitzen in den Lederpolstern: Baron von Cederström, der den Wagen selbst steuert, und Henrik Scott.

Gunnar ahnt nichts von den Ränken und Schlichen seines Freundes. Als er auf dessen Vorschlag, während ihres Aufenthalts in der Waldburg die Namen zu wechseln, einging, geschah es in einem Anfall jugendlicher Abenteuerlust. Und er fühlt sich schon jetzt überaus unbehaglich in dem Bewußtsein, sich schon in wenig Minuten nicht mehr frei geben zu können, gewissermaßen unter falscher Flagge zu segeln.

Soeben noch bat er den Freund:

„Laß uns die Abmachung zurücknehmen! Ich bleibe Gunnar Cederström und du —"

Da hatte der andere spöttisch aufgelacht.

„Sei nicht töricht, mein Junge! Hast du wirklich so großes Verlangen, den prüfenden Augen der zukünftigen Schwiegermutter —"

„Das nicht. Aber —"

„Kein Aber! Die Frage ist bereits entschieden!"

Henriks Stimme klingt kalt, herrisch. Und doch ist auch ihm nicht ganz wohl zumute. Auch ihm klopft das Herz in dem Gedanken, sogleich dem geliebten Weibe gegenüberzustehen und sie wie eine Fremde begrüßen zu müssen.

Fast schwankt er, ob er nicht lieber in die Bitte des Freundes willigen und das geplante Ränkespiel aufgeben soll. Da gewahren seine scharf die Landstraße hinunterspähenden Augen, wie zwei Mädchengestalten, Arm in Arm, leichtfüßig daherkommen: weißgekleidet die hochgewachsene, blonde — in zartem Blau die zierliche, dunkelhaarige.

Gerade will er eine Bemerkung darüber zu dem Freunde machen — —

Doch Gunnars Aufmerksamkeit ist ganz in Anspruch genommen. Denn die beiden Mädchen, augenscheinlich in eine lebhafte Unterhaltung vertieft, haben das rasche Näherkommen des Autos nicht bemerkt und wollen die Landstraße überqueren.

Ein unterdrückter Angstschrei — —

Das Auto hält mit scharfem Ruck vor den zu Tode erschrockenen Mädchen.

Schon ist Henrik herausgesprungen. Den bangen Blick in Ingrids Augen übersehend, verbeugt er sich höflich.

„Meine Damen! Gott sei Dank, daß Sie unverletzt sind! Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Baron von Cederström. Dieser hier —“ mit einer Handbewegung nach Gunnar hin, der ebenfalls abgestiegen ist — „mein Freund Henrik Scott.“

Der Würfel ist gefallen. Das Intrigenspiel beginnt.

Ingrid tritt ein paar Schritte zurück. Ihre Knie zittern. Nur mit Mühe hält sie sich aufrecht.

Gerda jedoch prüft mit der ihr eigenen Unbekümmertheit die beiden Herren, wobei sich ihre feinen Brauen leicht zusammenziehen, als behage ihr bei dieser Musterung irgend etwas nicht.

Dann aber lacht sie hell auf.

„Das ist ja reizend, meine Herren! Sie wollen gewiß zu uns! Nach der Waldburg! Ich bin nämlich Gerda Arnholm. Meine Freundin, Fräulein Ekdal —“ mit einem verschmitzt aufmunternden Blick auf den hochgewachsenen blonden Herrn, den sie für Henrik Scott halten muß — „kennen Sie ja schon!“

Doch die beiden fallen einander nicht um den Hals, wie die Kleine es für selbstverständlich hielt. Nicht einmal die Hand geben sie sich.

Eine Verbeugung seitens des Mannes, ein Kopfneigen des Mädchens — das ist alles.

„Sie genieren sich,“ denkt die warmherzige Kleine und beschließt sofort, der peinlichen Lage ein Ende zu machen. Ohne weiteres nimmt sie den Arm des anderen Herrn und sagt lustig:

„Wollen Sie laufen, Herr Baron? Es sind nur wenige Minuten bis zur Waldburg. Sehen Sie, dort hinten guckt schon die Turmspitze hervor. Vielleicht bedient Ihr Freund das Auto und nimmt Fräulein Ekdal gleich mit sich.“

Und in der Voraussetzung, dem vermeintlichen Liebespaar eine Gefälligkeit erwiesen zu haben, spaziert sie am Arm ihres Kavaliers davon.

Was bleibt Cederström anderes übrig, als sich zu fügen? Er hilft Ingrid ins Auto, kurbelt an und rattert mit ihr davon.

Als er an den beiden anderen vorbeikommt, bemerkt er, daß der Freund sich mit seiner Dame bereits in eifrigster Unterhaltung befindet. Denn die Kleine gebraucht mit gewohnter Gewandtheit ihr selten still stehendes Mundwerk.

„Ich bin so froh, daß Sie Ihren Freund mitgebracht haben, Herr Baron,“ sagt sie soeben frischweg, in ihrer lebhaften Art. „Da sind wir zu vieren. Bei dreien ist immer einer im Wege. Und er sieht nett aus, dieser Herr Scott! Das freut mich!“

Leicht spöttisches Lächeln verzieht Henriks Mundwinkel.

„O ja! Er ist ein guter Junge. Warum freut Sie dies so besonders, mein Fräulein?“

„Nun, um meiner Freundin willen. Sie wissen doch natürlich, daß zwischen Herrn Scott und Ingrid —“

Die großen schwarzen Mädchenaugen blicken ihn so mutwillig an — er zögert mit der Antwort. Die naive direkte Frage bringt ihn, den weltgewandten Mann, fast in Verlegenheit. Er weiß im Moment nicht, wie er sich verhalten soll. Auch muß er doch erst Gunnars Benehmen abwarten.

Er hält es also für ratsam, vorerst einmal Unwissenheit zu heucheln. Das kann niemals schaden.

„Nein, mein Fräulein. Ich weiß absolut nichts,“ lächelt er mit der harmlosesten Miene von der Welt. „Ist die erwähnte Ingrid die junge Dame, der Sie mich soeben vorstellten?“

„Ja. Ingrid Ekdal. Oh, ein herrliches Geschöpf, Herr Baron! Sie werden das selbst finden, wenn Sie sie erst näher kennen. Uebrigens, wie ist es möglich, daß Sie von der Liebe der beiden zueinander nichts wissen? Herr Scott ist doch Ihr Freund?“

Henrik zuckt die Achseln.

„Mein Freund ist eine verschlossene Natur. Er mag vielleicht nicht über seine Herzensangelegenheit sprechen.“

„Wie merkwürdig! Ich meine immer, wenn man einen Menschen lieb hat, so recht von Herzen lieb, möchte man es in alle Welt hinausschreien. Möchte man jedermann an seinem Glück teilnehmen lassen. Und die gute Ingrid liebt doch diesen Herrn Scott ganz wahnsinnig.“

„Wirklich?“

„Hätte sie sich sonst um seinetwillen mit unserer alten Tante gezankt und wäre in Nacht und Nebel fortgelaufen? Ach so, davon wissen Sie wohl auch nichts?“

„Nein. Aber es interessiert mich,“ erwidert er spöttisch. „Eine so große Liebe ist in unserem Zeitalter der nüchternen Sachlichkeit eine Seltenheit.“

Die Kleine nickt eifrig mit dem Kopf.

„Ja, ich wunderte mich auch darüber, als sie mir die ganze Geschichte erzählte. Jetzt freilich möchte ich es fast begreifen. Ihr Freund ist ein auffallend sympathischer Mensch. Nun wollen wir beide ein kleines Komplott schmieden, Herr Baron, ja? Wir wollen das Liebespaar einander so viel wie möglich sich selbst überlassen. Begnügen Sie sich mit meiner Gesellschaft, wenn ich mich auch nach keiner Richtung hin mit Ingrid messen kann. Na, Sie müssen eben mal ein Auge zudrücken, um Ihres Freundes willen. Wollen Sie?“

Sie streckt ihm die Hand entgegen, die er mit einem tiefen Blick in die lachenden Mädchenaugen leise drückt.

„Ja, Fräulein Arnholm. „Das will ich. Um ihretwillen!“

Und schon fährt das fröhliche Plaudermündchen fort:

„Ich denke, dies Zusammensein mit dem geliebten Mann in der freien Natur wird der lieben Ingrid gut tun. Sie hat so viel in letzter Zeit durchmachen müssen. Ich erzähle Ihnen ein andermal Näheres. Jedenfalls wollen wir — Sie und ich — den beiden zur Seite

stehen, nicht wahr, lieber Herr Baron? Hallo, da sind wir ja schon angelangt," unterbricht sie sich plötzlich verwundert, „und die beiden erwarten uns bereits!"

Im geöffneten Tor steht Gunnar Cederström vor seinem Auto. In einiger Entfernung von ihm lehnt Ingrid am Gartengitter — in weltverlorener Haltung, Schmerz und Entsagung im Blick ihrer großen, blauen Augen. Doch das bemerkt die kleine Gerda nicht, so eingesponnen ist sie in ihren menschenfreundlichen Plan.

Henrik aber gewahrt es. Und seine Augen, die sonst so kalt und herrisch sind, verschleiern sich.

IX.

In der Stille der Nacht

Der erste Abend ist vorbei. Nach außen hin verlief er zur allgemeinen Zufriedenheit. Doch würde ein scharfer Beobachter wahrgenommen haben, daß diese Zufriedenheit nur eine scheinbare war.

Besonders Madame Arnholms mütterliches Auge ruhte zuerst mit Besorgnis und voll Enttäuschung auf dem Manne, der sich ihr als „Baron von Cederström" vorgestellt hat.

Dieser hagere, kaum mittelgroße, spöttische Mann entspricht so gar nicht dem Bild, das sie sich von dem Sohn des aristokratischen Freundes ihres verstorbenen Gatten gemacht hat. Wird Gerda diesen Mann lieben können? . . .

Doch nach und nach schwindet die erste herbe Enttäuschung. Auch auf sie beginnt die Macht der Persönlichkeit dieses seltsamen Menschen ihren Einfluß auszuüben. Seine glänzende Unterhaltungsgabe macht Eindruck auf sie. Sein dunkles, strenges Gesicht fängt an sie zu interessieren.

Als man nach dem Abendessen gemütlich beisammensitzt und Keks und Früchte herumgereicht werden, ist sie schon nicht mehr so ganz unzufrieden mit ihrem zukünftigen Schwiegersohn.

Und als man sich hinüber nach dem Musiksaal begibt, und der junge Mann, sich selbst auf dem herrlichen Steinwegflügel begleitend, mit weichem, biegsamem Bariton Schumannsche Lieder singt und Loewesche Balladen und ein paar sentimentale nordische Volksgesänge — da hat er ihr leicht empfängliches Gemüt bereits in seiner Gewalt.

Weniger behaglich fühlt sich das junge Volk.

Gunnar schämt sich der unwürdigen Rolle, die er sich selbst auferlegt hat und die er nun notgedrungen eine Zeitlang wird weiterspielen müssen. Er würde sich viel lieber mit dem lustigen Mädel da drüben unterhalten haben, als mit seiner schwermütigen Nachbarin. Denn man hatte die beiden bei Tisch nebeneinandergesetzt und wird mit diesem löblichen Beginnen wohl fortfahren, in bester Absicht, aber zu Gunnars Mißvergnügen. „Geschieht mir schon recht —" denkt er bei sich — „Strafe muß sein!" Und er beginnt in einer Art von Galgenhumor, seiner schweigsamen blonden Nachbarin den Hof zu machen.

Gerdas schwarze Augen tanzen beständig hin und her zwischen den beiden Männern. Wobei sie immer wieder bei sich denkt: „Schade, der andere gefällt mir viel besser! Diesen hier neben mir werde ich wohl nie lieben können. Gewiß ist er sehr klug und sicher auch gut — wie könnte der Sohn des hochgeachteten Parlamentsmitgliedes Olaf Baron von Cederström auch anders sein! — aber er hat so etwas Unheimliches an sich, so etwas —" die kleine Gerda weiß nicht recht, was es ist. Sie kann sich gar nicht vorstellen, daß sie Vertrauen zu ihm haben könnte — wie zum Beispiel zu seinem blonden Freund. Den könnte sie liebhaben, so recht von Herzen lieb — o ja! Diese guten treuen Augen, dieses liebe Lachen! Während der andere immer nur lächelt und dabei den einen Mundwinkel so spöttisch herabzieht, was der munteren kleinen Gerda nun schon gar nicht gefällt.

Ingrid erleidet schon an diesem ersten Abend furchtbare Qualen. Zwar widmet der Geliebte sich nicht mehr als nötig seiner Tischnachbarin. Aber er hat zwischen ihr und sich selbst sofort die Grenze gezogen, indem er sie mit dem förmlichen „Sie" und „Fräulein Ekdal" anredete. Sie freilich vermeidet, ihn anzureden. Das fremde „Sie" will nicht über ihre Lippen; doch ist sie gezwungen, sich zu fügen. Und sie zittert bei dem Gedanken, wie sie dies alles tage-, ja vielleicht wochenlang wird aushalten können.

Nur Henrik Scott ist befriedigt von dem Anfang des Intrigenspiels. Er fühlt, nein, er weiß bereits, daß Ingrid, um ihre innere Qual abzukürzen, sehr bald das tun wird, was er von ihr verlangt. —

Am dritten Tage ist's nach dem Eintreffen der beiden Freunde in der Waldburg. Spät abends.

Die jungen Leute haben sich bereits in ihre Schlafgemächer zurückgezogen. Nur Madame Arnholm sitzt noch, bequem in ihren Lehnsessel hingeschmiegt, im Wohnzimmer am Kamin, die Brust geschwellt von freudigen Hoffnungen für ihr Kind.

Gerda hat in ihrem traulich eingerichteten Schlafgemach rasch ihr Abendkleid abgelegt und sich — wie sie es so gern tut — ein bequemes Hausgewand übergeworfen. Ihre Wangen sind noch vor Vergnügen über Henriks herrliche Gesangsvorträge heiß gerötet. Die schwarzen Augen strahlen.

Leise öffnet sie die Verbindungstür zu Ingrids Schlafzimmer und steckt neckisch das dunkle Köpfchen durch die Spalte.

„Wer ist da?"

Die Stimme klingt nicht besonders freundlich. Dennoch tritt Gerda näher.

Vom Bettrande erhebt sich langsam Ingrid. Sie hat noch nicht einmal begonnen, sich umzukleiden. Leuchtend roter Voile umbauscht ihre imposante Gestalt. Der Ausschnitt ist, der Mode entsprechend, tief. Arme und Rücken sind völlig frei — „eine viel zu auffallende Toilette für einen einfachen Abend zu Hause" — wie Madame Arnholm bei Ingrids Erscheinen zu Tisch mißbilligend zu sich selbst sagte.

„Darf ich kommen, Ingrid? Du siehst so sonderbar aus!"

„Ich bin müde. Werde sogleich zu Bett gehen."

„Müde?" fragt Gerda mit einem verwunderten Blick. „Du siehst im Gegenteil sehr frisch aus. Ganz aufgeregt. Deine Augen glänzen so. Und du hast ja noch immer dein Abendkleid an. Wo ist Antje? Soll ich sie rufen, damit sie dir hilft?"

„Nein, danke!" wehrt Ingrid hastig ab. „Ich habe sie fortgeschickt. Ich wollte allein sein."

„Dann will ich dir helfen. Komm!"

„Laß nur! Ich mag mich noch nicht ausziehen."

Die kleine Gerda ist überaus erstaunt über die Unbeständigkeit im Wesen der Freundin.

„Ich denke, du bist müde?"

„Ja, ja, ich bin auch müde. Laß mich nur!" erwidert Ingrid nervös und fügt, sich über die heiße Stirn streichend, entschuldigend hinzu: „Du darfst mir

nicht böse sein, Gerda. Ich bin heute bei schlechter Laune."

„Das merke ich," lacht diese. Und da Empfindlichkeit ihr fremd ist, wirft sie sich in einen niedrigen Sessel und balanciert lustig mit den schlanken Beinchen herum.

„Ach, wie gemütlich! Plaudern wir ein bißchen!"

„Nein. Heute nicht!" wehrt Ingrid ab. „Bitte, steh auf! Du machst mich nervös!"

Gerda erhebt sich widerwillig. Sie hat die Empfindung, als habe sie eine kalte Dusche erhalten.

„Ich dachte — ich hoffte, du würdest ein bißchen Vertrauen zu mir haben —" murmelt sie schüchtern.

Der aufrichtig traurige Ausdruck in ihrem Gesicht, der vorwurfsvolle Blick ihrer großen, schwarzen Augen haben etwas Rührendes. Ingrid bereut ihre Unfreundlichkeit dem lieben, warmherzigen Geschöpf gegenüber.

„Aber gewiß doch, ja! Ich vertraue dir vollständig, Liebste!" sagt sie herzlich, den Arm um Gerdas Nacken legend. „Aber siehst du, es gibt Momente im Leben, wo — wo man eben — nichts anzuvertrauen hat!"

Gerda macht große Augen.

„O Ingrid! So sprichst du? Du? Und bist doch seit Tagen mit ihm zusammen! Mit dem Geliebten!"

Ingrid schweigt. Was sollte sie auch sagen? Nervös trommeln ihre Finger auf der Tischplatte herum.

Und Gerda plaudert unbefangen weiter:

„Wie hübsch er ist, dein Henrik Scott! Ganz mein Geschmack! Ich hatte immer eine Vorliebe für blonde Männer. Vielleicht, weil ich selbst so ein kleiner schwarzer Deibel bin. Und so liebenswürdig ist er! Und so gute blaue Augen hat er! Ach, blaue Augen — wie der Himmel so blau, meine Schwärmerei! Der andere, der Gunnar Cederström, weißt du, der ist ja auch nicht zu verachten. Er singt sehr schön und scheint klug zu sein — ja, ja, ich gehe schon," unterbricht sie sich, als sie einen leisen Seufzer aus der Zimmerecke her vernimmt, in die Ingrid sich zurückgezogen hat.

Sie macht ein paar Schritte auf die offene Verbindungstür zu, bleibt aber wieder stehen. Augenscheinlich hat sie noch gar keine Lust, das interessante Gespräch abzubrechen.

„Du, Ingrid!"

„Was denn noch?" kommt es ungeduldig aus der Ecke hervor.

„Ich wundere mich gar nicht, daß du in diesen entzückenden Herrn Scott so wahnsinnig verliebt bist. Nur, wie du es fertig bringst, so kalt zu ihm zu sein, das begreife ich nicht. Man merkt euch gar nichts an! Absolut nicht!"

Ingrid steht wie auf Kohlen. Unmerklich hat sie die Freundin nach der Tür geschoben.

Jetzt schließt sie hastig den kleinen, plauderfrohen Mund mit einem Kuß, schiebt das widerstrebende, zierliche Persönchen über die Schwelle und macht die Tür hinter ihr zu.

„Gute Nacht, Ingrid!" ruft noch Gerdas helle Stimme herüber.

„Gute Nacht, Gerda!"

Dann Stille.

Endlich! Gott sei gedankt!

Tief aufatmend sinkt Ingrid auf die Ottomane. Dann blickt sie ungeduldig auf ihre Armbanduhr.

„Drei Viertel zwölf Uhr — noch eine Viertelstunde! Will denn die Zeit heute gar nicht vergehen?"

Sie lauscht — —

Alles ruhig ringsum.

Sie tritt ans Fenster und blickt hinaus in den Park. Der Mond hat sich hinter dunkle Wolken verkrochen. Gespenstisch ragen die knorrigen Aeste der alten Eichbäume zum nächtigen Himmel empor.

Mit einem tiefen Seufzer, der wie ein Stöhnen klingt, preßt Ingrid die Hände auf das wild klopfende Herz.

Wird sie dies Beisammensein ertragen können? Schon die wenigen Tage haben ihre Körper wie mit einem Feuerbrand durchloht. Ihn, den Geliebten, den Gatten, beständig sehen zu müssen — so nahe und ach, doch so fern — zu beobachten, wie er liebenswürdig zu einer anderen ist, ihr womöglich Schmeicheleien sagt, ach, es geht über ihre Kräfte! Zufällig hatte vorhin seine Hand einmal die ihre berührt. Sie war zusammengezuckt, und sie merkte, wie auch sein Atem schneller ging.

Und wozu dies alles? Großer Gott, wozu? Hundertmal lieber möchte sie arm sein und zusammen mit dem geliebten Gatten, als hier in Ueberfluß lebend, mit der Aussicht auf späteren Reichtum!

„Heute nacht um zwölf Uhr in der Rosenlaube! Ich erwarte dich!"

Diese ihr vorhin beim allgemeinen Gutenachtsagen leise zugeflüsterten Worte klingen beständig in Ingrids Ohren. Sie hallen in ihrem Herzen wider und erfüllen ihr ganzes Sein. Sie hört, sie denkt, sie fühlt nichts anderes mehr.

„Heut nacht um zwölf in der Rosenlaube! Ich erwarte dich — — —!"

Endlich schlägt die kleine Rokoko-Uhr auf dem Kaminsims die zwölfte Stunde.

Wie elektrisiert springt Ingrid empor.

Leise öffnet sie die nach dem Gang führende Tür, späht nach rechts und links, lauscht angestrengt und huscht dann, ohne auf ihre bloßen Arme zu achten, den Korridor entlang, die Treppe hinunter, zur Bibliothek.

Sie weiß, der Hund liegt auf der anderen Seite des Hauses nach der Straße zu. Hoffentlich merkt er nichts!

Mit vor Aufregung bebenden Händen, ganz leise und vorsichtig, öffnet sie eines der hohen, fast bis auf den Boden reichenden Fenster.

Hopp — ein geschickter Sprung — draußen ist sie. Klopfenden Herzens lauscht sie.

Wenn jemand sie gesehen hätte! Oder gar der Hund — —

Nein. Alles still.

Blindlings eilt sie vorwärts, in der Richtung nach der Rosenlaube.

Der Mond ist hinter den Wolken hervorgetreten und beleuchtet magisch ihre wunderbar schöne, ebenmäßige Gestalt. Wie Marmor heben sich Arme und Nacken aus dem purpurglänzenden Gewande ab.

Als sie sich der Rosenlaube am Ende des Parkes nähert, bleibt sie atemlos stehen. Das emporgewandte, erregungsbleiche Antlitz mit den tiefblauen Augen, die im Mondlicht fast schwarz erscheinen, und den fieberroten, halbgeöffneten Lippen trägt einen fast überirdischen Ausdruck: den Ausdruck hingebendster Liebe, heißer Sehnsucht.

Im Dunkel der Rosenlaube steht wartend Henrik. Er wagt kaum sich zu rühren. Wie geblendet starrt er auf die leuchtende Gestalt, als erblicke er eine Vision aus einer anderen Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Wochenbeilage zum „Ostdeutschen Volksblatt“, herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen.

Nr. 9 | Lemberg, am 29. Oktober (Weinmond) | 1933

Die Landfrau, wie sie sein soll*)

Heimat.

Wie mancher zieht vom Dorfe hinaus in die Welt, sieht aller Herren Länder, alle Schönheiten der Erde, kommt nach Jahrzehnten zurück in sein kleines Dörflein und sagt: „In der Heimat ist's doch am allerschönsten!“ Das ist der Segen der Heimat. Sie hält uns mit starker Hand, bindet uns für alle Zeit, auch wenn wir fern sein müssen von ihr. Dieser Sinn für die Heimat, diese Sehnsucht nach der Scholle, nach der Stille des Dorfes ist eine Kraft, die uns hebt und hält in schwerer Zeit. Aber die Heimat gibt nicht nur, sie fordert auch. Wir haben Pflichten gegen sie, und diese zu erfüllen, ist in erster Linie die Aufgabe der Frau. Sie soll die Heimat schützen helfen durch Aufrechterhaltung der alten Ueberlieferungen, die durch nichts ersetzt werden können. Wie der Mann die ererbte Scholle durch Kampf und Not hindurchzuhalten sucht, so soll die Frau das geistige Erbe der Väter erhalten. Die Muttersprache, das größte Vermächtnis unserer Ahnen, kann nur die Frau in der richtigen Weise bei ihren Kindern fortpflanzen. Wie schön sind die alten deutschen Sagen und Märchen, die uns Großmutter an traulichen Winterabenden beim wärmenden Ofen erzählte. Sie dürfen nicht verloren gehen, ebensowenig die ewig schönen Volkslieder, die uns mit ihren lieben Weisen so manche frohe Stunde bereiten und so manche Sorge verjagen. Alte Sitten und Gebräuche, die das Dorfleben so reich machen, müssen erhalten bleiben, wenn sie auch im Laufe der Zeit freiere Formen annehmen. Bedauerlich ist es, daß die Frauen ihre schönen, althergebrachten Trachten mit der Stadtkleidung vertauschen. Wie viel feierlicher ist ein Kirchgang, an dem Frauen und Mädchen mit Stolz ihre farbenprächtigen Trachten tragen. Wie viel besser paßt die Tracht zu Wald und Feld, als die immer wechselnde Mode! Wie viel kulturelle Werte gehen uns verloren, weil die Menschheit nur nach Geld jagt und keinen Sinn mehr für das wahrhaft Schöne hat. So wird mancher alte Hausrat, an dem so unendlich viele Erinnerungen hängen, gegen neuen, fabriksmäßig hergestellten Kram eingetauscht. Die modernen Möbel gehören in die Stadt, wo sich das Leben meist in der engen Wohnung abspielt.

Familie.

Die vornehmste kulturelle Aufgabe hat die Frau zu erfüllen als Frau und Mutter. Ein vorbildliches Familienleben, aus dem die nächste Generation zu gesunden, verantwortungsbewußten, wesensstarken Menschen heranwächst, gilt es zu schaffen. Eine große Arbeitslast liegt auf den Schultern der Bauersfrau, aber vereinfacht und richtig eingeteilt, ist es trotzdem möglich, mehr freie Zeit für die Familie, hauptsächlich für die Erziehung der Kinder, zu haben. Jedes Mitglied der Familie muß von klein auf zu peinlicher Ordnung, zu steter Hilfsbereitschaft, vor allem aber in jeder Lage zu größter Pünktlichkeit erzogen werden. Dann läßt sich auch Zeit finden, die Kinder bei ihren Schularbeiten zu überwachen, ihnen fromme Lehren zu geben, hie und da ein gutes Buch vorzunehmen, das im kleinen Kreise der Familie vorgelesen und besprochen wird. Wie gut ist es für die Jugend, wenn ihr das Elternhaus Gelegenheit gibt, Freunde mitzubringen, um mit ihnen im Beisein der Eltern ungezwungen fröhlich und vergnügt zu sein. Jedes Fest in der Familie soll andächtig, feierlich und harmonisch gefeiert werden. Jede Frau ist ja erfinderisch, wenn es gilt, den Kindern eine Freude zu machen. Kindheitserinnerungen an ein schönes Weihnachtsfest mit seinen trauten Heimlichkeiten und seinem Lichterglanz hat schon oft Menschen vom schlechten Weg wieder in die richtige Bahn gebracht.

Zusammenarbeit.

Immer war die Landfrau die unentbehrlichste Mitarbeiterin des Mannes, heute aber muß sie auch Mitkämpferin sein. Die Zeit erfordert es, daß der Mann sich weiterbildet, damit er nicht zurückbleibt. Vereine und Genossenschaften entstehen, die ihm Aufklärung und Belehrung geben über die fortschrittlichen Erfordernisse. Hier darf die Frau nicht abseits stehen, sondern sie muß den Mann anspornen, womöglich sich selbst beteiligen an Vorträgen und Besprechungen, um nachher gemeinsam zu beraten.

Helfet mit, Ihr Frauen, an der Volkstumsarbeit! Höret Vorträge und Belehrungen, leset gute Bücher! Gründet in euren Dörfern Frauenabende, wo Ihr mit Spinnrad und Handarbeit zusammenkommt und mit Gesang und Musik und ernsten Reden die langen Winterabende ausfüllt!

Frau Margarete Albert.

*) Da in diesem Aufsatz auch für unsere Verhältnisse passende Anschauungen enthalten sind, haben wir ihn aus dem „Deutschen Volkskalender“, — herausgegeben vom Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein — abgedruckt. Die Schriftleitung.

Die Wirkung äußerer Einflüße auf den Milchertrag

Am schnellsten und leichtesten wird die Milch aus den Drüsenbläschen in das Euter übergeleitet, wenn das Euter leer ist. Bei gefülltem Euter kommt es in den Kanälen von den Drüsen zum Euter zu Stauungen, die sich nach rückwärts fortpflanzen. Unter Umständen kann dadurch eine weitere Abgabe von Milch aus den Bläschen vollkommen unterbunden werden. Ein großer Teil der Milch, die ausgemolken wird, entsteht erst unter dem Einfluß des Melkreizes in den Drüsen. In den Drüsenkanälen sowie in den Hohlräumen des Euters finden höchstens 3 Liter Milch Platz, während man aber manchmal über 6 Liter Milch auf einmal ausmelkt. Diese einfache Berechnung führt zu der Folgerung, daß die Hälfte der ausgemolkenen Milch erst während des Melkens entsteht.

Unverkennbar ist der Einfluß, den der Zwischenraum zwischen zwei Melkzeiten auf die Milchbildung hat. Wenn man in Abständen von je 12 Stunden melkt, gewinnt man pro Minute 5,3 Gramm Milch, in Abständen von 6 Stunden 6,8, von 4 Stunden 8,6, von 2 Stunden 9,3 und in Abständen von einer Stunde 10,2 Gramm Milch pro Minute.

Je kürzer die Melkzeiten sind, um so höher wird der Milchertrag. Wählt man die Zwischenräume jedoch kürzer als eine Stunde, so sinkt der Ertrag sehr rasch. Während der Reiz des Melkens in größeren Abständen für die Kühe wohltätig ist, steigert er sich in küuzeren Zeitabständen zu heftigen Schmerzen. Der praktische Wert der angeführten Zahlen darf nicht überschätzt werden, denn das Fassungsvermögen des Euters paßt sich der Milchmenge an, und Praktiker geben im allgemeinen an, daß der Gewinn an Milch bei dreimaligem täglichen Melken gegenüber dem zweimaligen täglichen Melken nur etwa 6—7 Prozent beträgt. Bei frischmelkenden Kühen ist aber trotzdem sogar ein viermaliges tägliches Melken zu empfehlen.

Nicht nur die Menge, sondern auch die Beschaffenheit der Milch ändert sich, wenn man seltener oder häufiger melkt. Je kürzer die Melkzwischenräume sind, um so gehaltreicher ist die Milch. Die Morgenmilch enthält etwa 2,7 Prozent Fett, die Mittagsmilch 3,1 Prozent und die Abendmilch 3,8 Prozent. Melkt man das Euter gegen Mittag in 6 Portionen aus, so findet man, daß der Fettgehalt jeder Portion größer ist als der der vorhergehenden Portion. Diese Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß die Fettbestandteile der Milch sehr langsam von den Drüsenkanälen ins Euter gelangen. Endlich spielt auch die Art des Melkens eine wichtige Rolle, und nicht zu Unrecht sagt man, daß eine geschickte Hand beim Melken viel wert ist.

Werden die Kühe zu Kraftleistungen herangezogen, so verbrauchen sie gleichzeitig mehr Stoffe als wenn ihre Aufgabe lediglich darin besteht, Milch zu liefern. Man rechnet im allgemeinen, daß infolge achtstündiger mäßiger Arbeitsleistung einer mittleren Kuh der Milchertrag um 4—5 Liter täglich sinkt. Zwei bis drei Stunden leichte Arbeit übt dagegen einen vorteilhaften Einfluß auf den Milchertrag aus, sie läßt nicht nur den Milchertrag mengenmäßig steigen, sondern auch ihren Gehalt an Nährstoffen größer werden. Zwei Stunden müssen Milchkühe täglich mindestens ins Freie kommen, das ist sowohl für ihre Gesundheit als auch für die Beschaffenheit der Milch wichtig. Je wohler sich die Tiere fühlen, um so größer ist der Milchertrag, daher ist alles für den Milchertrag ungünstig, was das Wohlbefinden der Milchtiere herabsetzt.

Bei mäßiger Arbeit ist vor allem darauf zu achten, daß die Tiere mehr gehaltreiches Futter bekommen, damit ebenso viel gehaltreiche Milch ermolken werden kann wie bei Milchtieren, die nicht zu Arbeitsleistungen herangezogen werden. Bei anstrengender Arbeit sinkt der Wassergehalt der Milch, aber auch die Gesamtmenge, so daß der Verlust nicht durch den höheren Gehalt der geringeren Menge aufgehoben wird. Große Arbeitsleistungen und hohe Milcherträge lassen sich nun einmal nicht bei einem Tier vereinigen.

Alle Pflege und Behandlungsmaßnahmen sind von Bedeutung für den Milchertrag. Ein Versuch ergab zum Beispiel, daß der Milchertrag einer Kuh durch tägliches Bürsten und Striegeln um 8—8 Prozent gesteigert werden kann. Ungünstig wirkt jede Beunruhigung der Tiere, schlechte Behandlung und ungesunde Verhältnisse im Stall usw. auf den Milchertrag.

Tränken der Hühner

Ebenfalls im Winter müssen die Hühner neben einer sachgemäßen Fütterung auch getränkt werden, wenn ihre Legetätigkeit erhalten werden soll. Das Wasser oder die Milch dürfen nicht im eiskalten Zustande verabreicht werden, sondern müssen vorgewärmt sein. Man kann sich dazu eines Ziegelsteins bedienen, der heiß gemacht und zur längeren Erhaltung der Wärme in ein Holzkästchen gebettet wird. Auf den Ziegelstein wird dann das gefüllte Trinkgefäß gestellt. Wird das Wasser oder die Milch gut vorgewärmt, so hält es lange nach, und es genügt, wenn der Ziegelstein bei der täglichen Morgen- und Mittagsfeuerung mit erwärmt wird, um immer ein gut temperiertes Getränk für die Hühner zu haben. Für die Abendmahlzeit kann dann noch einmal unmittelbar erwärmtes Trinkwasser vorgesetzt werden.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

13. bis 14. 10. 33	priv.	Kurs	5.88—5.95
15. und 16. 10. 33	,,	,,	6.15—6.18
17. 10. 33	,,	,,	6.10

2. Getreidepreise sind unverändert geblieben.

3. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf:

Vom 13. bis 16. 10. 1933: Butter Block 3.30 zł, Kleinpackg. 3.50 zł, Sahne 24% 1.— zł, Milch 0.18 zł, Eier Schock 4.30 zł.

Vom 17. und 18. 10. 1933: Butter Block 3.10 zł, Kleinpackg. 3.30 zł, Sahne 24% 1.— zł, Milch 0.20 zł, Eier Schock 4.60 zł.

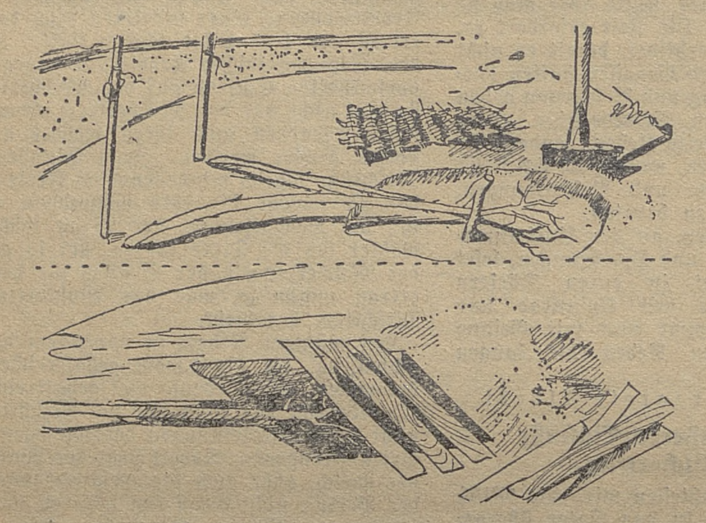
Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

AUS DER PRAXIS

Rosen einwintern

Die Edelrosen, der schönste Schmuck des Gartens, sind Kinder des Südens; sie vertragen zwar ein paar Grad Kälte und sind daher in leichten Wintern auch ohne Schutz ungefährdet. Die Edelrosen sind auch verschieden frosthart. Aber obwohl die neuzeitliche Rosenzüchtung darauf ausgeht, immer härtere Wintersorten zu schaffen, wird kein Rosenfreund seine Hochstämme der Gefahr des Erfrierens aussetzen. Abgesehen von der Sorte hängt die gute Durchwinterung von der Reife des Holzes ab. Im allgemeinen wird in dem sonnigen und regenarmen Herbst dieses Jahres das Rosenholz gut ausreifen.

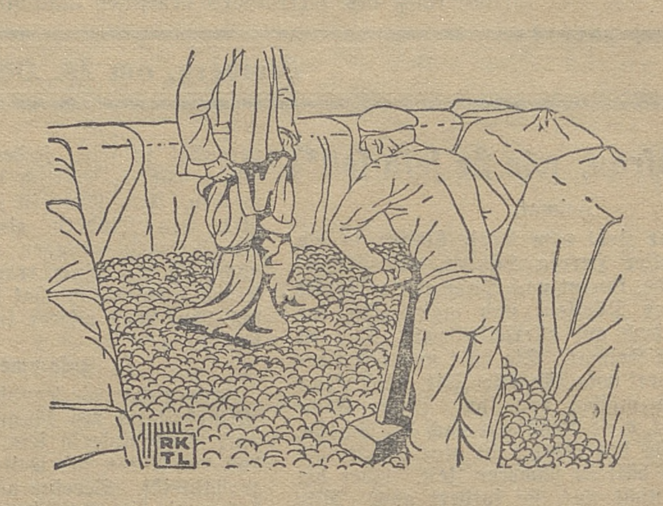
Der erste Grundsatz für das Einwintern der Rosen heißt: Nicht zu früh einwintern. Denn die ersten leichten Herbstfröste gehen ohne Gefahr vorüber, im Gegenteil, sie beschleunigen die Reife des Holzes. Vor Mitte November bleiben die Rosenstöcke daher Wind und Wetter ausgesetzt. Dann jedoch werden sie niedergelegt, nachdem man kurz zuvor etwa noch vorhandenes Laub von den Kronenzweigen weggeschnitten hat.



Auf der Seite des Stammes, nach der dieser umgelegt werden soll, nimmt man die Erde etwas weg und biegt den Stamm dann vorsichtig nieder. An der Erde werden die Rosen mittels eines Hakens festgehalten oder an einen kleinen Pflock gebunden. Dort, wo die Krone liegt, wird die Erde von Rasen, Laub, Dünger und allem, was Fäulnis erregen kann, frei gemacht. Ist der Boden trocken, so wird in Gegenden mit harten Wintern unter der Krone eine Grube ausgehoben und die Krone hineingebogen. Mit dem Bedecken wartet man bis strenge Kälte zu erwarten ist. Dann wird die Krone mit einigen Spaten Erde zugedeckt und die Gruben erhalten darüber eine Bretterlage, welche das Eindringen der Feuchtigkeit verhindert. Die Dicke der Erdschicht richtet sich nach der Strenge des Winters; im allgemeinen genügen 20 Zentimeter. In ganz harten Wintern bringt man noch Dungstroh, Moos oder dergleichen oben über, sofern keine genügende Schneedecke besteht. Der Stamm wird im allgemeinen nicht mit eingedeckt; zum Schutz gegen Glatteis und Sonnenbrand kann er dünn mit Stroh und Moos umwunden werden. Das Einpacken der aufrechtstehenden Kronen in Papierhüllen ist ein ungenügender Frostschutz. Grunderfordernis beim Rosenüberwintern ist Fernhalten aller Fäulniserregerstoffe und Fernhalten der Nässe. Es gehen mehr Rosen im Winter durch Fäulnis und Regen zugrunde als durch Kälte.

Kartoffeleinsäuern in Erdgruben

An den Einsäuerungsbehälter stellen Kartoffeln wesentlich geringere Anforderungen als andere einzusäuernde Futterpflanzen. Es bereitet keierlei Schwierigkeiten, sie soweit festzustampfen, daß keine Lufthohlräume mehr in dem Futterstock vorhanden sind. Bereits einfache Erdgruben reichen zur Erzielung eines brauchbaren Dauerfutters aus, soweit sie nur grundwasserfrei sind. Allerdings hat man dann mit Randverlusten zu rechnen, weil aus den Erdwänden der Grube Bakterien in die Silage übertreten, die den Futterwert beeinträchtigen. Es empfiehlt sich daher, in jedem Falle eine saubere Auskleidung des Grubenbodens und der Wände. Vielfach findet man, daß hierzu Langstroh verwendet wird; an den Wänden wird das Stroh sogar mit den Halmen senkrecht gestellt. Diese Maßnahme ist falsch und sehr gefährlich, denn die hohlen



Strohhalme bieten der Außenluft einen vorzüglichen Weg in die Grube hinein bis unter das Futter. Falls es sich um eine vorübergehende Maßnahme handelt, genügt im allgemeinen die Auskleidung der Wände mit gewaschenen alten Säcken und dergleichen. Der Boden der Erdgrube kann mit Spreu etwa 10 Zentimeter hoch belegt werden. Soll die Einsäuerung in jedem Jahr durchgeführt werden, wie in den meisten Fällen, in denen sie überhaupt angewandt wird, so empfiehlt es sich immer den Einsäuerungsbehälter sorgfältiger herzustellen. Gute Erfahrungen liegen vor sowohl mit Holzsilos verschiedener Bauart und Form, als auch mit massiv hergestellten Sauergruben. Welche Art von Gruben verwendet wird, richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen. Falls sich bei massiven Silos viel Saft im Futterstock bildet, empfiehlt es sich, denselben erst während des Verbrauches des Futters abzuzapfen, weil sonst die Gefahr besteht, daß statt des abfließenden Saftes Luft in die Konserve eindringt.

Säubert die Stallfenster!

Wenn jetzt die trüben Tage einsetzen, bekommt auch das Innere des Stalles ein unfreundliches Aussehen. Der Stall wird düster, wenn die Fenster verstaubt und unsauber sind. Auf die Zelldrahtgläser mit den ungleichmäßigen Oberflächen setzt sich der Staub fest, und deswegen müssen diese Fenster wöchentlich einmal mit einem trockenen Handfeger leicht abgefegt werden. Gewöhnliche Glasfenster sind abzuwaschen, und sollten für ultraviolette Strahlen durchlässige Gläser, wie z. B. Ultravit-Glas verwendet sein, dann ist diese regelmäßige Reinigung dringend notwendig. Die ultravioletten Strahlen der Sonne können nur durch das Glas dringen, wenn keine Hindernisse vorhanden sind, also wenn kein Staub auf dem Glase sitzt.

Fallennesterkontrolle im Winter

Viele unter den Hühnerhaltern haben schon oft über die langwierige Fallennestkontrolle geschimpft. Man sei das ganze Jahr gezwungen, auf die Hühner aufzupassen und könne doch nicht den richtigen Erfolg der Arbeit ersehen. Wer einen Zuchtbetrieb hat, muß aber diese Kontrolle dauernd durchführen. Der gewöhnliche Geflügelhalter, der nur wissen will, welche von den Hennen legen, hat schon einen guten Anhaltspunkt, wenn er die Tiere während des Winters (November—Februar) kontrolliert. In den Wintermonaten hat man ja meist etwas mehr Zeit und kann sich deswegen den Hühnern eingehender widmen als während der Frühjahrs- und Sommermonate, wenn die Garten- und Feldarbeit größer wird. Solche Hennen, die im Winter gut gelegt haben die also bis zum Ende Februar den Durchschnitt der Herdenleistung überragen, sind als wirklich gute Tiere anzusprechen und können deswegen auch noch im zweiten Jahr behalten werden.

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Bekanntlich hatte Bismarck auch in Berlin viele Feinde. Zu diesen gehörte damals, als er mit dem König gegen das Parlament regierte, auch der alte Wrangel.

Man traf sich später bei einem Essen wieder, und, wie es der Zufall wollte, saßen die beiden Unversöhnlichen an der Tafel nebeneinander. Bismarck tat bei dieser Gelegenheit, als ob der alte General überhaupt nicht da sei. Er machte auch im Verlauf des ganzen Abends keine Anstalten, seine Haltung zu ändern.

Wrangel war das gar nicht recht. Er rückte hin und her auf seinem Stuhl. Zu gern hätte er sich mit dem Kanzler versöhnt. Schließlich gab er sich einen hörbaren Ruck, wandte sich zu Bismarck und sagte zu ihm:

„Mein Sohn, kannst du denn jarnich verjessen?"

„Nein!" kam Bismarcks Antwort.

Wrangel schaute betrübt in sein Weinglas und suchte nach einer neuen Gelegenheit zur Versöhnung. Nach einer Weile schien ihm ein Entschluß gekommen zu sein. Wieder wandte er sich zu Bismarck:

„Mein Sohn, wenn du schon nich verjessen kannst — kannst du dann ooch nich verjeben?"

Dem war Bismarck nicht gewachsen! Lachend reichte er Wrangel die Hand: „Doch!"

*

Kurze Zeit vor der amerikanischen Präsidentenwahl veranstaltete eine amerikanische Zeitschrift eine an hervorragende Persönlichkeiten gerichtete Rundfrage:

„Woran denken Sie, wenn Sie sich rasieren?"

Worauf der gegenwärtige Präsident Roosevelt antwortete:

„An meinen Bart!..."

*

Ein Kunsthändler hatte ein Bild von Trübner hängen, ein gutes Bild, aber ohne Trübners Namenszug; wäre es signiert gewesen, hätte er einen viel höheren Preis dafür verlangen können. Er schickte also eine Photographie des Bildes an Trübner und bat um nachträgliche Signierung. Trübner antwortete: Jawohl, das Bild stamme von ihm, er verlange aber für die Signierung eine gewisse Summe. Der Kunsthändler verzichtete höflich: er habe sich erlaubt, den Brief Trübners auf die Rückseite des Bildes zu kleben.

*

„Sie tun mir leid, Herr Ober, daß Sie in einem so elenden Wirtshaus sein müssen." „Das stört mich nicht im mindesten, denn ich nehme meine Mahlzeiten hier nicht ein."



Eine schnittige Angelegenheit

Ein Fremder steigt am Bahnhof in ein Auto. Der Chauffeur schlägt ein wildes Tempo an, so daß schließlich dem Gast angst und bange wird. Schlotternd ruft er durch die Scheibe: „Ist denn das nicht gefährlich, auf belebten Plätzen und bei diesen Kurven so zu rasen?"

Der Chauffeur ruft lächelnd zurück: „Machen Sie es doch so wie ich. Wenn eine gefährliche Stelle kommt schließen Sie einfach die Augen!"

*

Ein Schote befand sich in einer Autodroschke, als etwas in Unordnung geriet und der Wagen mit entsetzlicher Geschwindigkeit davonraste. „Was ist los, was ist los?" rief er entsetzt aus.

„Ich habe die Gewalt über den Wagen verloren," schrie der Schofför zurück. „Ich kann ihn nicht anhalten."

„Um Gotteswillen", brüllte der Fahrgast. „Drehen Sie auf jeden Fall die Uhr ab."

*

Zwei alte Seebären tauschen ihre Reiseerinnerungen aus. „London ist die nebligste Stadt der Welt", sagt der eine.

„Das stimmt nicht", meinte der andere, „ich bin schon in einer Stadt gewesen, die noch viel nebliger war."

„Welche war denn das?"

„Das konnte ich beim besten Willen nicht erkennen."

*

Fritzchen kommt in einen Laden und verlangt: „Ich möchte ein Pfund vergnügtes Fett". „Du meinst wohl ausgelassenes Fett?" fragt der Verkäufer. „Ja", sagt Fritzchen, „ich wußte doch, daß es so was Lustiges ist."

*

„Lina, ich habe mich in den Finger geschnitten!"

„Gnä Frau, da müssen wir schnell was holen, was Sie um den Finger wickeln können! Ich rufe mal gleich den gnädigen Herrn!"

*

Der Verkäufer kommt zum Chef ins Büro:

„Der Kunde möchte wissen, ob die Ware beim Waschen einläuft?" fragt er und hält einen Pullover in der Hand.

„Ist er zu groß?"

„Ja."

„Was fragen Sie denn dann? Natürlich läuft er ein!"

*

„Sonderbar", erzählte der neue Mime des Schauspielhauses, „daß ich meiner Mutter als kleines Kind versprochen habe, niemals Schauspieler zu werden!"

„Beruhigen Sie sich", antwortete ihm der Kritiker, "Sie haben Ihr Wort gehalten!"

*

Frau Wimmers reißt das Fenster auf, Herr Wimmers macht es wieder zu. Das wiederholt sich einig Male. Darauf sagt Frau Wimmers erregt: „Es ischt aber schlechte Luft hier." „Dees ischt oins", sagt Wimmers, „derfrore sind scho viel, derstunke ischt noch koiner."

*

Die junge Gattin: „Ich habe der Hebamme wieder zwanzig Mark abgezahlt. Noch zwei Monate — und das Baby gehört uns!"

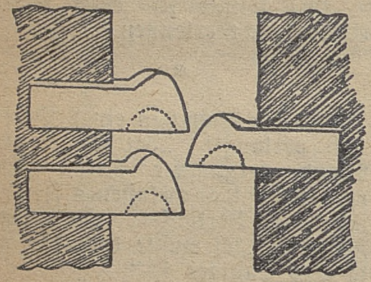
*

Wissen Sie, wie es vor sich geht?

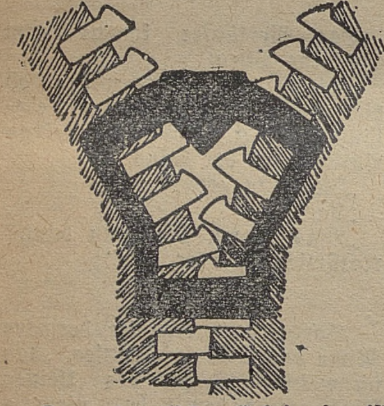
Wie arbeitet ein Reißverschluß?

Sicher haben Sie, gnädige Frau, schon ganze Nachmittage mit Ihren Freundinnen darüber gestritten, wie der Reißverschluß an Ihrem Handtäschchen funktioniert?

Wenn Sie ganz genau hinsehen, bemerken Sie an jedem Zahn des Verschlusses auf der Oberseite eine kleine Kuppe und auf der Unterseite eine entsprechende muldenförmige Vertiefung. Die Zähne sind fest mit der Stoffunterlage verbun-



den und ragen etwa 1,5 Millimeter über die Kante dieser Stoffunterlage so hinaus, daß immer ein Zahn auf den Zwischenraum zweier gegenüberliegender weist. So fest man auch die Zahnreihen mit der Hand ineinander zu pressen versucht, nie kommt ein Verschluß zustande. Die Zwischenräume scheinen einfach zu klein.

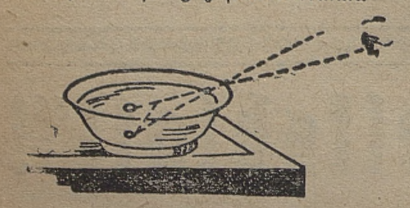


Das eigentliche Geheimnis ist also der Schieber, mit dem das Verschließen mühelos gelingt. Beim Vorbeigleiten bewirkt dieser Schieber, daß sich die Zwischenräume zwischen den Zähnen vergrößern. Wie das geschieht, zeigt die Zeichnung. So fügen sich die Zahnreihen leicht ineinander und bleiben nach dem Vorbeigleiten des Schiebers miteinander verankert, da die Zwischenraumweitung wieder zurückgegangen ist.

Beim Oeffnen des Verschlusses findet der gleiche Vorgang statt, nur in umgekehrter Reihenfolge.

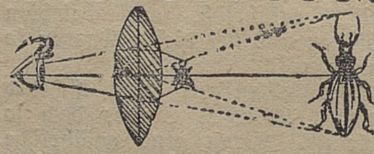
Warum vergrößert die Lupe?

Die Lupe ist ein so alltäglicher Gebrauchsgegenstand, daß wir uns gar nicht Rechenschaft darüber geben, wie ihre Leistung zustande kommt.



Zur Erklärung muß man auf eine andere Erscheinung zurückgehen: Warum sehen wir einen Stein, der im Wasser liegt, an ganz anderer Stelle? Die Antwort lautet: Die Lichtstrahlen, die von ihm ausgehen, gelangen nicht gradlinig in unser Auge, sondern werden an der Wasseroberfläche gebrochen. So gelangt nur der zweite Schenkel des Strahles in unser Auge, den wir unbewußt nach rückwärts verlängern. Der Stein liegt scheinbar dort, wo er auf den Grund auftrifft.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei der Lupe. Die Strahlen, die von dem betrachteten Gegenstand aus-



gehen, gelangen erst nach zweimaliger Brechung an den gewölbten Linsenflächen in das Auge. Dieses verlängert den letzten, dritten Schenkel über den Gegenstand hinaus bis zum Schnitt mit dem Strahl, der vom Lupenzentrum über die betrachtete Stelle des Gegenstandes geht. So erscheint ein Buchstabe, ein Käfer oder eine Wunde nicht nur größer, sondern auch weiter ab liegend.

Im Wald und auf der Heiden

Die Sprache der Tiere

Manche wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über die Tiersprache ist der neueren Forschung geglückt. Wir wissen heute, daß vielen sprachbegabten Tieren nicht nur der Verständigungsglaube der Tiere ihrer eigenen Gattung geläufig ist, sondern daß sie oft auch die Mitteilungsformen anderer Tiergattungen, entweder ganz oder teilweise, richtig aufzunehmen vermögen.

Eine Tiergattung, die im Vergleich zu anderen Tierarten über eine verhältnismäßig große Serie von Verständigungslauten verfügt, ist der Hahn. Hier ließen sich fünfzehn verschiedene Laute ermitteln, während man bei den Hennen einen „Wortschatz" von dreizehn Lauten fand. Bei den Fischreihern kennt man elf Laute, beim Hund jedoch sogar mehr als dreißig.

Eine Reihe von Tieren haben auch ganz bestimmte Warnlaute. So z. B. ließen sich beim Hahn drei verschiedene Warnrufe feststellen, von denen jeder in einer ganz bestimmten Situation zur Anwendung gelangt. Darüber hinaus gibt es besondere Angstrufe, die in Augenblicken der Gefahr ausgestoßen werden, aber nicht etwa nur, um die anderen Artgenossen auf die bedrängte Situation aufmerksam zu machen, sondern auch, um andere Tiergattungen zur Hilfeleistung aufzurufen.

Bei der Schwalbe, z. B. haben sich derartige Angstrufe sehr deutlich feststellen lassen. Es werden dadurch nicht nur die übrigen Schwalben alarmiert, auch die Dohlen, Krähen und auch die Hühner kennen das Signal und kommen unversäumt herbei, um der bedrängten Schwalbe Hilfe zu bringen. Auf diese Weise ist schon manchem Falken und Sperber die Beute abgejagt worden.

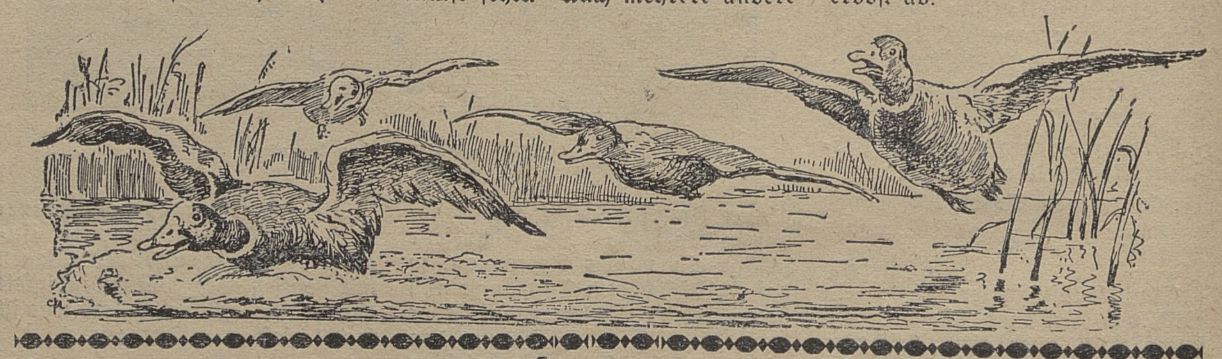
Der „Wortschatz" mancher Tiere ist übrigens höchst beschränkt. Mit zu den sprachärmsten Tieren gehören die Kaninchen und Feldhasen. Hier haben sich nur ein bis drei Laute ermitteln lassen. Aus dieser Armut an Sprachlauten jedoch etwa auf eine geringere Intelligenz schließen zu wollen, wäre ungerechtfertigt. Eine Regel in dieser Beziehung gibt es nicht. Man kennt Tiere, die recht intelligent und dabei sehr spracharm sind, während man bei anderen wieder einen geringeren Grad von Intelligenz und einen umso größeren Bestand an Verständigungslauten antrifft.

Tiere mit verwöhnter Zunge

Es gibt Tiere, die alles andere denn Kostverachter sind, die so ziemlich alles verschlingen, was sie an Eßbarem vorfinden. Daneben kennt man aber auch andere, die sich als überaus verwöhnte Feinschmecker erweisen, die nicht nur ihre bestimmten Lieblingsgerichte verlangen, sondern selbst diese Lieblingsgerichte erst dann anrühren, wenn sie gewisse Bedingungen in der Zubereitung erfüllen.

So, beispielsweise, beherbergt der Londoner Zoo eine Schlange, die an feinschmeckerischen Manieren wohl kaum zu überbieten ist. Sie weist jegliche Art von Nahrung entschieden zurück, die man ihr ohne — Mayonnaise vorsetzt. Sie tritt lieber in den Hungerstreik, als sich mit einer Mahlzeit zu begnügen, bei der die Mayonnaise fehlt. Auch mehrere andere Schlangen stellen bestimmte Bedingungen für die Zubereitung der Mahlzeiten, dermaßen verwöhnt jedoch wie die ersterwähnte Schlange sind sie bei weitem nicht. Auffällig ist, daß mehrere Schlangen, völlig im Gegensatz zu anderen, erst dann Ratten als Nahrung annehmen, wenn es sich um zahme, nicht um eingefangene, wilde Ratten handelt. Wieder andere bekunden schier einen Widerwillen gegen Ratten überhaupt und bestehen darauf, daß man sie mit Mäusen, und zwar nur mit weißen Mäusen, füttert.

Auch bei den Elefanten trifft man häufig eine Ueberspanntheit in geschmacklicher Beziehung, die zuweilen auf eine förmliche Kritisierwütigkeit hinausläuft. Auch hier wird noch lange nicht alles gegessen, was man vorsetzt. Behagt die Art der Lebensmittel nicht, dann wendet man sich in nicht mißzuverstehender Weise ab und verzichtet so lange, bis das „richtige" Menu aufgefahren wird. Gegen bestimmte Nahrungsmittel, insbesondere Früchte, besteht bei manchen Elefanten stärkster Widerwille. So gibt es Elefanten, die Apfelsinen nicht leiden mögen. Auch der Elefant, den seinerzeit der Prinz von Wales dem Londoner Zoo geschenkt hat, gehört hierzu! Wirft man ihm eine Apfelsine zu, dann darf man jede Wette abschließen, daß der Elefant die Apfelsine mit dem Rüssel aufhebt und sie sofort wieder, mit deutlich zurückweisender Geste, dem Spender zurückgibt. Wiederholt man das Experiment ein zweites und drittes Mal, dann ist die Wirkung jedesmal die gleiche. Merkt der Elefant jedoch, daß man ihn zu hänseln versucht, dann wendet er sich erbost ab.



Wußten Sie dies?

Nicht alle Mücken haben die Unart, zu stechen. Nur die weiblichen Mücken belästigen uns in dieser Weise.

•

Die Sonne scheint etwa 600 000 mal so hell wie der Vollmond. Die Lichtintensität des Vollmondes wieder ist ungefähr 30 000 mal so groß wie die des hellsten Sternes.

•

Nickelmünzen kannte man bereits um das Jahr 235 v. Chr.

Von Frauen – für Frauen

Berliner Modenbrief

Berlin, im Oktober.

Liebste Annemarie!

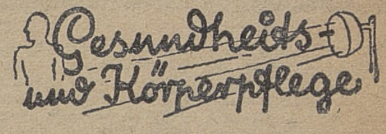
Du bekommst heute den versprochenen Brief, damit Du bei den Entscheidungen für Deine Wintergarderobe gut unterrichtet bist.

Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß wir hier in Berlin näher an der Quelle sitzen, aus der die modischen Entwicklungen fließen. Sie brauchen immer etwas mehr Zeit, bis sie zu Euch durchgedrungen sind.

Die letzten warmen Tage brachten uns freilich ein wunderliches Toilettengemisch: Viele von uns wollten den Sommer noch einmal loben, und stolz trugen sie ihre weißen Kostüme und Kleider spazieren, während die anderen bereits ihre Herbstkleider zeigen mußten. Wenn es auch sehr heiß und ein wenig unangenehm in dem pelzverbrämten Komplett war: was tut's, wenn eine Frau sich darin vorstellen kann und wenn sie sich schön fühlt?

Also, bei den herbstlich Angezogenen sah man eine auffallende Vorliebe für Grün. Jenes weiche Kolorit zwischen Oliv und Moos. Dazu selbstverständlich den Hut oder die Mütze im gleichen Ton und — den Silberfuchs. Man fragt sich nur, wo alle die Tiere gelebt haben, denn soviel Silberfuchs-Farmen kann es doch kaum geben bei uns in Deutschland. Auf jeden Fall müssen sie sehr im Preis gesunken sein, sonst wäre dieses Massenauftreten einfach nicht möglich. Dann marschieren die Kompletts aus herbstlich-rötlichen Stoffen auf, die über und über mit Stichelhaaren bedeckt sind und einen sportlichen Einschlag betonen. — Kariert in Wolle, kariert in Seide. Ganz nach Lust und Laune. Bei einem sehr hübschen Mantelkleid war der vordere Rand ausgefranst, und brachte damit einen lustigen Ton hinein. An den Nachmittagen sieht man sehr viel Schwarz. Die Kleider sind lang, haben die großen Keulenärmel und lassen jede Trägerin groß und schlank erscheinen. Die gleichen Kleider dienen am Abend für das Theater. Ueberhaupt wird dieses sogenannte große Nachmittags- oder Tagesendkleid die führende Stellung in der neuen Saison einnehmen. Für Abendkleider hat man so selten Gelegenheit, daß man sich meistens entschließt, die Aermel zum Einknöpfen groß zu arbeiten und im Bedarfsfall schnell herauszunehmen. Pelzmäntel sind vorläufig noch zurückhaltend. Dafür triumphiert die kleine Pelzjacke. Sie ist in Verbindung mit einem festen Rock aus Herrenstoff, ein äußerst praktischer Anzug beim Laufen. Dabei fallen mir die Schuhe ein: hier bleibt alles beim Alten. Für Vormittag und Nachmittag nicht zu hohe Absätze, wenn man darin Besorgungen oder Spaziergänge macht, zum Tee weiches Leder, Lack, hoher Absatz, und Abends stumpfe Seide.

So mein Herz, nun laß Dir Deine Kleidchen so gut und hübsch wie möglich machen. Sag Deiner Schneiderin, sie soll ein wenig Liebe mithin einarbeiten, damit Du meine bezaubernde kleine Annemarie bleibst, der man es niemals ansieht, daß sie aus dem kleinen Nestchen kommt. Grüße Deinen Mann und Eure beiden Rangen von mir und sei umarmt von Deiner Margarete.



Skorbut, eine unangenehme Krankheit, die sich bekanntlich zunächst durch Zahnfleischbluten und Ausfallen der Zähne bemerkbar macht, kann man dadurch heilen, daß man täglich Tomatensaft, etwa ein halbes Wasserglas, trinkt.

Kasak-Kleider

Die Abende werden lang und verträumt. Wir sehnen uns nach einer Beschäftigung unserer Hände, da wir das Faulenzen auf die Dauer nicht vertragen können.

Was für bezaubernde Dinge, die man nicht mehr wie früher in Schränke verpackte und die niemanden zu Nutze waren, entstehen aus unserer Geschicklichkeit! Kleinigkeiten, die Freude machen, die unseren Garderobenbestand um jenes Gewisse bereichern, das den Anzug erst vollkommen macht.

Man strickt und häckelt wieder Jumper. Große eingearbeitete Kragen aus weißer Wolle auf rotem Grund. Gelbe und kaffeebraune Schattierungen verfehlen ihre Wirkung nie, Grün in drei Abstufungen, schwarz-weiß und ein weiches Nachtblau sind gleichmäßig beliebt. Puffärmel sind allen gemeinsam. Doch damit ist noch lange nicht alles gesagt. Wer weiß nicht die Kleidsamkeit von schneeweißen Pique-Garnituren zu schätzen. Blütenweiß und frisch machen sie das älteste Kleid neu und anmutig. Die Mode bringt die apartesten Vorlagen dafür heraus, man braucht nur zu wählen. Auch Valenziennkrägelchen und Manschetten kann man selbst herstellen, und all die Schleifchen und Rüschchen, die gar so weiblich sind! Die Wäsche darf auch wieder aufgefrischt werden. So ein Rest ist doch leicht erstanden und die hübsche und garnicht schwere Handarbeit macht schnell ein kleines Kunstwerk daraus.



Leset und verbreitet das „Ostdeutsche Volksblatt."



Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.